Ernst Klee

Behindertsein ist schön

Unterlagen zur Arbeit mit Behinderten.

Klee geht es um ein neues Selbstbewußtsein der Behinderten. Mit der Erfüllung seiner Forderungen wäre der Weg frei zu einer neuen Epoche der Behindertenarbeit.

Topos-Taschenbücher
Band 25

Ernst Klee

Behindertsein ist schön

Unterlagen zur Arbeit mit Behinderten

Topos-Taschenbücher

Originalausgabe erstmals veröffentlicht als
Topos-Taschenbuch
Topos-Taschenbücher werden gemeinsam
vom Matthias-Grünewald-Verlag und Patmos-Verlag
herausgegeben

© 1974 Patmos-Verlag, Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten. 1. Auflage 1974
Umschlaggestaltung Eschert & Bänder
Herstellung Clausen & Bosse, Leck
ISBN 3-491-00436-5

Inhalt

Erster Teil: Texte zur Information 7

1. Ich stand abseits. Autobiografie eines spastisch Gelähmten Jürgen Knop 9
2. Die Angst des Pfleglings vor dem Pfleger. Ein Heimbewohner berichtet 36
3. Seit 25 Jahren kein Gespräch. Notiz von einer Freizeit 41
4. Warum mich meine Mutter versteckte. Tonbandprotokoll Gusti Steiner 42
5. Wie man sich vor der Beschäftigung Schwerbehinderter drückt. Tonbandprotokoll mit dem Rehabilitationsfachmann vom Arbeitsamt 44
6. Kinderaussagen 45
7. Statistik 48

Zweiter Teil: Texte zur Integration und Sinnfrage 49

1. Falsche Einstellungen lassen sich ändern. Ein Bericht Udo Hoffmeister 51
2. Warum nicht mal in die Luft gehen? Eine ungewöhnliche Initiative Helmut Peter 56
3. Vor acht Jahren noch taub, heute hörend. Eine Elterninitiative Elvira Crummenerl 58
4. Nachbarschaftshilfe als Therapie. Beobachtungen

zur Eingliederung eines geistig behinderten Kindes 62
5. Falsches Mitleid Schülerzeitung der Schule für Körperbehinderte Bochum 64
6. Ich leide an Hydrocephalus. Bericht einer Erwachsenen Margarete Steidinger 65
7. Vorüberlegungen zur Arbeit mit Behinderten Gusti Steiner 73
8. Gesetzliche Hilfsmöglichkeiten 76
9. Was der Nächste nötig hat: Der Sinn eines behinderten Lebens Tonbandprotokoll aus einem Heim 79
10. Selbstmordgedanken. Aus einem Brief 83
11. Rebellion als Sinn des schwerbehinderten Lebens Christa Schlett 84

Dritter Teil: Behindertsein ist schön – Perspektiven einer emanzipatorischen Behindertenarbeit 87

1. Entwurf eines neuen Selbstbewußtseins. Von einem Nichtbehinderten geschrieben 89
(Behinderte und ihre Umwelt / Umwelt: Behinderte nicht eingeplant / Behinderte – an der Produktivität gemessen / Behinderte und Sozialschicht / Behinderte und Religion / Schlimmste Behinderung: die Selbsteinstufung / Schöpferische Konflikte) Ernst Klee
2. Entwurf eines neuen Selbstbewußtsein. Von einem Behinderten geschrieben Gusti Steiner 122

Erster Teil
Texte zur Information

Ich stand abseits

Autobiografie eines spastisch Gelähmten
Jürgen Knop

I

Ich wurde am 18. März 1937 in Osterode in Ostpreußen geboren. Meine Eltern hatten sich dort in den ersten Jahren ihrer Ehe eine Existenz geschaffen. Beide führten eine neuerbaute Drogerie.
Meine Geburt soll sehr schwer gewesen sein, und nach und nach erkannten meine Eltern, daß daraus für mich körperliche Schäden entstanden waren. So konnte ich zunächst nicht richtig trinken, und mein Kopf war schief.
Als ich ein Jahr alt war und noch immer wie ein Neugeborenes hilflos auf dem Rücken lag, wurden meine Eltern besorgt. Ein Spezialarzt, den sie in Frauenberg aufsuchten, steckte mich in ein Gipsbett, ich schrie Nächte hindurch. Meine Mutter sah darin keinen Erfolg, sie befreite mich wieder. Sie fuhren mit mir von Klinik zu Klinik, doch überall das gleiche – Achselzucken und Kopfschütteln. Bis sie eines Tages die bittere Wahrheit erfuhren: ich war spastisch gelähmt.
»Wenn die Ärzte nicht helfen können, werden wir es versuchen«, meinte mein Vater und baute mir einen Kinderstuhl, in dem ich sitzen konnte. Ich hatte Spielsachen und Bilderbücher, und meine Reaktion darauf überzeugte meine Eltern, daß die Behauptung der Ärzte, ich sei schwachsinnig, nicht zutreffen konnte. Mein Vater sprach mir oft

die Namen der Dinge vor, doch ich verzog mein Gesicht nur zu einer Grimasse.
Erst allmählich und mit viel Mühe eignete ich mir immer mehr Wörter an. Natürlich war es schwer, mich zu verstehen. Doch meine Eltern verstanden mich.

II

Als ich zwei Jahre alt war, wurde meine Schwester geboren. Es war 1939, und der Krieg brach aus. Auch unser Familienglück wurde jäh zerstört. Vater zog den grauen Soldatenrock an. Da meine Mutter das Geschäft nicht allein führen konnte, zog sie mit uns in ihre Geburtsstadt Lauenburg in Pommern zu meiner Großmutter. Anna, unser Dienstmädchen, blieb bei uns, denn sie hatte mich sehr ins Herz geschlossen. In Lauenburg lebte auch der Bruder meiner Mutter mit seiner Familie.
Es war für uns Kinder eine schöne Zeit. Wir spielten oft alle zusammen im großen Garten und ahnten nichts von den Schrecken des Krieges. Da ich bei wilden Spielen oft nicht mitmachen konnte, fuhr mich Anna in die schönen Anlagen der Stadt. Wenn es regnete, saß ich in meiner Spielecke.

III

Einige Zeit später – ich machte gerade mit Anna die vom Arzt verordneten Laufübungen – kam meine Mutter ins Zimmer. Sie nahm mich auf den Schoß und erzählte, wir bekämen bald ein Geschwisterchen.
Es war im Juli 1942. Meine Mutter war schon längere Zeit fort, deshalb spielte ich um so öfter mit meiner

Schwester, die ich gern um mich hatte, weil sie mich verstand. Denn ich spreche oft undeutlich und bekomme nur durch größte Anstrengung die Worte heraus. Dies besonders, wenn ich mich mit Fremden zu unterhalten versuche.
Meine Großmutter hatte ein Babykörbchen ins Zimmer gestellt. Ich hörte ein Auto bremsen. Kurze Zeit darauf kam meine Mutter mit einem Bündel im Arm herein – das war Evi.

IV

Eines Tages eröffneten meine Eltern, wir führen bald nach Danzig. Sie brächten mich zu einem Professor, der mir vielleicht helfen könne. Endlich war es soweit.
Als wir uns anmeldeten, sagte man meinem Vater, Jürgen Knop sei schon vor einer halben Stunde dagewesen. Es gab einen Jungen, der den gleichen Namen und das gleiche Leiden trug wie ich.
Der Professor untersuchte mich gründlich. Er meinte, er könne mich gesund machen, doch er habe das Haus voller Soldaten. Wir sollten doch nach dem Kriege wiederkommen.
In dieser Nacht hatte ich einen schönen Traum. Ich saß in einem großen Garten und konnte plötzlich wie andere Kinder laufen. Dann war da meine Mutter, sie hatte Tränen in den Augen. Ich wachte auf von den gleichen Spasmen geschüttelt wie sonst. Doch ich tröstete mich, der Professor würde helfen, nach dem Krieg, wenn er vorbei wäre.

V

Erschreckt sah ich eines Morgens das Gepäck meines Vaters im Schlafzimmer stehen. »Mußt du schon fort?« fragte ich. Er nickte nur. Das Essen schmeckte nicht mehr. Mein Vater trug mich ein letztes Mal die Treppe hinunter und setzte mich in den Sportwagen. Langsam fuhren wir über den Markt, vorbei am Brunnen mit dem speienden Frosch, der mir sonst immer soviel Spaß bereitet hatte. Als mein Vater mein trauriges Gesicht sah, erklärte er mir, man brauche ihn an der Front. Und wir?

Im Winter saß ich in meiner Spielecke und baute mit Bleisoldaten Armeen auf. Manchmal lief ich – von Anna gehalten – auf dem langen Korridor. Dabei machte ich eine schreckliche Entdeckung: Wir kamen in Großmutters Zimmer, der Kleiderschrank, in dem der große Spiegel war, stand offen. Zum erstenmal sah ich mich in voller Größe. Ich glaubte nicht, daß ich es war. Meine Gesichtszüge zeichneten durch die Anstrengung eine schreckliche, verzerrte Maske, mein magerer Körper war in ständig zuckender Bewegung.

Eines Tages kam meine Mutter von ihren täglichen Einkäufen zurück. Sie hatte mir etwas mitgebracht und reichte mir ein Buch. Ich sah sie fragend an.

»Ja«, meinte sie, »wir werden jetzt zusammen lesen lernen. Du bist alt genug. Wenn du laufen könntest, müßtest du längst zur Schule gehen. Du bist nicht dumm.« Dabei strich sie mir über das Haar.

VI

Am 8. März 1945 glich Lauenburg einem Ameisenhaufen, der zerstört worden war. Wir mußten fliehen. Wir verlie-

ßen am Nachmittag unsere Wohnung. In meiner Spielecke standen die Blei- und Zinnsoldaten noch in Reih und Glied.
Meine beiden Schwestern trugen mehrere Kleider übereinander, kleine Rucksäcke hingen über ihren Schultern, und auf der Brust baumelte das Namensschild. In einem Wohnwagen, den ein Lastauto zog, wurden wir untergebracht. Er hatte zwei kleine Räume, von denen der eine für unsere zehnköpfige Gruppe bestimmt war. Den anderen füllten fremde Menschen.
Gegen Mittag ging ein Ruck durch unseren Wagen. Er legte sich auf die Seite. Wir mußten alle aussteigen und standen nun im kalten Wind. Kleine Schneeflocken wehten ins Gesicht.
Voller Entsetzen sahen wir zum Lastwagen hinüber. Er war mit Menschen vollgestopft. Aber die Not schaffte Platz. Wir wärmten uns gegenseitig. Das Schaukeln schläferte mich ein und führte mich im Traum zurück in meine Spielecke. Abends hielt der Wagen vor einem Bauernhaus. Es war schon geräumt. Kurzerhand brachen wir Fenster und Haustür auf und gingen hinein.
Ich wollte mir die Hände an der Kaffeetasse wärmen, doch meine Hände waren zu unruhig. Die Tasse fiel zu Boden und zerbrach. Ich war verzweifelt, daß ich mir nicht einmal die Hände wärmen konnte.
Die Nachtruhe war kurz, dann ging es weiter. Wäre nicht Krieg gewesen, es hätte eine Vergnügungsreise sein können. Ich war wie verzaubert, denn Bäume, Sträucher, Gräser waren dick mit Reif überzogen, ein glitzernder Silberflimmer, über dem die Sonne lag. Da zerriß ein Flugzeuggeräusch die Stille. Zwei Jäger kämpften miteinander, ein Feuerstrahl – und eine der Kampfmaschinen stürzte brennend in die eben noch friedliche Landschaft.
Wir fuhren durch Danzig. Ich erschrak. Die Stadt war ein

rauchendes Trümmerfeld. Außerhalb Danzigs fanden wir Unterkunft in einer schon geräumten Klinik.
Der 18. März, mein Geburtstag, kam.
Die beste Geburtstagsüberraschung bereitete ich mir und den anderen selbst. Unter meinen Geschenken befand sich auch ein Schulheft. Ich saß im Bunker, hörte die Flugzeuge und wie hier und da Bomben fielen, fühlte die Erde erzittern. Ich nahm das Heft und wollte malen. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, plötzlich hatte ich meine Fibel vor Augen und wollte ein ›i‹ nachmalen. Ich versuchte es: auf, ab, auf, Pünktchen obendrauf. – Ich war stolz auf mein ›i‹. Meine Tante setzte sich zu mir: »Das sind wohl Vögel, die fliegen?« meinte sie. Ich sah sie entsetzt an, mir liefen die Tränen. Die neue Hoffnung, die ich eben noch gehabt hatte, war vernichtet.
Eines Abends fielen Flugblätter vom Himmel: »Danziger! Ergebt euch, oder kein Stein bleibt mehr auf dem anderen!« Die Russen hatten uns eingekesselt, es gab nur noch den Weg über die Ostsee.
Mir ging es nicht gut. Meine Spasmen waren stärker geworden, das Sprechen strengte mich an.
Endlich hatte mein Onkel Glück. »Morgen geht es nach Rügen!« Wir schnürten unser Gepäck. Vor dem Schiff wogten Tausende von verzweifelten Menschen.
Mein Onkel durfte nicht mit: er mußte zum Volkssturm.
Unser Bestimmungshafen Rügen war schon gefallen. Man brachte uns nach Dänemark. Wir erreichten Kopenhagen. Mein Wagen war vor der Ankerlichtung zur Aufbewahrung gegeben worden. Eine Gruppe hatte das Schiff bereits am Morgen verlassen. Und in dieser schrecklichen Zeit, wo es kaum noch Mein und Dein gab, wurde der Wagen mitgenommen. Eine Beschwerde beim Kapitän blieb erfolglos. Achselzuckend meinte er: »Organisieren

Sie sich doch einen neuen!« Ich saß in der Koje und sah meine Mutter zum erstenmal über mich weinen. Da begriff ich, was mit mir los war. Ich haßte meinen Körper.
Ein Soldat trug mich hinüber zum Zug. Er hatte die gleiche graue Uniform an wie mein Vater. Einige Augenblikke machte ich die Augen zu und gab mich der Illusion hin, mein Vater wäre bei mir.
Draußen wurde ein Verwundetenschiff entladen. Männer ohne Arme, ohne Beine, mit blutigen Verbänden um die Stümpfe. Beschämt sah ich auf meinen eigenen Körper, den ich so oft verwünscht hatte. Wenn ich auch den rechten Arm und das rechte Bein nicht gebrauchen kann, so waren sie doch da und schmerzten nicht.
Am anderen Morgen stiegen wir aus und wurden in Busse gepfercht. Wir fuhren zu unserer neuen Herberge und waren entsetzt, als wir in einem Saal ohne Fenster standen. Sechshundert Menschen hausten hier.
Nach mehreren Wochen brachten uns Autos in das Städtchen Retting. Wir erhielten ein kleines Taschengeld und kauften davon als erstes ein Kinderstühlchen. Jetzt brauchte ich nicht mehr den ganzen Tag auf dem Bett zu liegen. Meinem Onkel war es gelungen, aus Zoppot zu uns zu kommen. Nur mein Vater fehlte...
Etliche Tage später geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte. Da Anna kein Gehalt mehr bekommen hatte, kündigte sie. Jetzt hatte meine Mutter neben meinen kleinen Schwestern auch noch mich völlig Hilflosen zu versorgen. Meine Großmutter half ihr, wo sie konnte.
Fünf Tage nach dem 3. Mai gab uns die Lagerleitung offiziell das Ende des Krieges bekannt. Das Städtchen lag in einem Freudentaumel. Gruppen zogen singend durch die Straßen, Menschen umarmten sich. Wir waren Gefangene.

Am Sonntag vor Pfingsten wurden wir auf Lastwagen zum Bahnhof transportiert. Endlich hielt der Zug. Wir mußten aussteigen. Überall kauerten Häufchen Menschen auf dem Bahnsteig. Keiner wußte, was werden sollte. Schließlich wurden wir in Gruppen aufgeteilt. Uns wurde Baracke elf angewiesen. Der Weg dorthin ging durch dunkle Fichtenwälder. Der Morgen graute, als wir unser Ziel erreichten. Zum Entsetzen aller war die Baracke schon überfüllt. Nach all den Anstrengungen brach meine Großmutter zusammen. Sie hatte die ganze Zeit Evi getragen.

VII

Wenn ich heute daran zurückdenke, war die Zeit im dänischen Lager für mich schön, denn die Baracken lagen in einem Kiefernwald, dessen Boden aus weißem Sand bestand. So krabbelte ich von morgens bis abends in dem weichen Grund umher. Ich fühlte mich viel freier als im Stuhl oder Wagen.

So verging der Sommer, der Winter kam, den wir alle fürchteten, denn die Kleidung vom vergangenen Jahr war uns zu klein. Es wurden Sachen aus den Koffern derjenigen verteilt, die auf der Flucht ums Leben gekommen waren.

Drei Tage vor Heiligabend bekam ich Halsschmerzen: Diphterie-Verdacht, ich mußte ins Krankenhaus. Wer würde mich füttern? Ich hatte Angst. Zum erstenmal mußte ich von meiner Mutter fort. Sie fuhr mit ins Krankenhaus. Meine Mutter durfte nicht mit in die Krankenbaracke. In meinem Zimmer standen vier Betten. Der Arzt erschien, gab mir eine Spritze, doch ich konnte nicht schlafen.

»Du, Werner«, sprach einer der Jungen, »der Neue scheint doof zu sein. Hast du gesehen, wie der zappelt?«
»Ja, Hermann«, antwortet der, »und wie der spricht. Den wollen wir morgen ärgern!« In mir stieg Wut auf, die sich in einem Schluchzen Luft zu machen suchte – so schlief ich ein.
Es war eine furchtbare Zeit. Die Jungen hielten mich für den Idioten, mit dem man seinen Spaß treiben konnte.
Die vier Wochen gingen schließlich auch vorüber, und da stand meine Mutter mit der Karre wieder vor der Tür. So lange, wie in diesem Augenblick, habe ich sie nie wieder umarmt.
Das Lager wurde immer voller, denn die Familien, die bis dahin noch bei bekannten dänischen Familien gewohnt hatten, mußten nun auch hierher umziehen. Schließlich entstand eine Stadt mit fünftausend Menschen. Es gab eine Post, Gemeindeverwaltung, Theater, Schulen. Ich beneidete die Schulkinder. Auch meine Schwester, zwei Jahre jünger als ich, ging schon in die Schule.

VIII

Die ersten Transporte wurden zusammengestellt. Im Lager herrschte große Aufregung. Jeder fragte, ob er es sein würde, der hier endlich herauskäme. Doch zuerst kamen die unverheirateten jungen Männer an die Reihe, um am Wiederaufbau Deutschlands mitzuhelfen. Endlich wurden auch wir aufgerufen. Wir mußten zum Arzt zu einer Untersuchung. Dieser kannte mich und sagte meiner Mutter: »Sie müssen mit Jürgen noch zum dänischen Arzt: Es tut mir leid, die englische Militärregierung läßt keine Körperbehinderten einreisen.«

Es tat mir unendlich weh, Mutter meinetwegen weinen zu sehen. Am nächsten Tag gingen wir wieder zur dänischen Verwaltung. Man riet Mutter, mich in der Obhut von Schwestern zu lassen, bis sich die Verhältnisse in Deutschland normalisiert hätten.
Ich dachte an meine kleine Schwester, die im Lager krank geworden war und unbedingt von hier fort mußte. Ich sah Mutter an. »Nein«, rief sie, »meinen Jungen lasse ich nicht allein – er braucht mich doch.« Dabei glitten ihre Blicke zu den Männern hinüber, die stumm dasaßen. Sie gingen ins Nebenzimmer, sich zu beraten. Die zehn Minuten, die wir warteten, erschienen uns endlos. Dann trat der Herr, der gebrochen Deutsch sprach, auf uns zu: »Gut, wir geben die Ausreise!«
Als erste deutsche Stadt sahen wir Flensburg: Überall das gleiche Bild: zerbombte Häuser, zerstörte Straßen... Erschrocken sah ich meine Mutter an. »Ja, Jürgen«, sagte sie leise, »das ist Deutschland, doch wenn Vater wiederkommt, werden wir es schon schaffen!«
In Einbeck erwarteten unsere Verwandten uns schon auf dem Bahnhof. Als wir die Straße entlanggingen, muß ich einen grauenhaften Anblick geboten haben, wie ich da in einer verrosteten Karre mit quietschenden Rädern zusammengekauert hockte.

IX

Es war wunderbar, wenn Mutter vorlas. Als sie gerade beim letzten Kapitel von ›Heidi‹ war, wo berichtet wird, wie Heidis Freundin Klara, die gelähmt ist, mit Hilfe von Heidis Großvater laufen lernt, wußte ich nicht, wie es kam, plötzlich rutschte ich vom Stuhl auf die Erde und zog mich mit aller Kraft an der Stuhllehne hoch – ich

stand. Mutter sah mich fragend an, auch die anderen blickten mich stumm und erwartungsvoll an.
»Mutti, ich will wie Klara gehen lernen!« Dann bat ich meine Schwestern und meine beiden Großmütter, sich mit ihren Stühlen nebeneinander zu setzen, so daß ich von Stuhllehne zu Stuhllehne fassen konnte. Zum erstenmal ging ich Schritt für Schritt ohne fremde Hilfe. Meine linke Hand umklammerte krampfhaft die Lehnen. Schon nach zwei Minuten begannen meine Knie, besonders das linke, fürchterlich zu schmerzen. Aber ich ließ nicht nach. Am nächsten Abend wiederholte ich es. Ich wollte es schon so machen wie Klara im Buch. Ich malte mir schon aus, wie es sein würde, wenn ich eines Tages Mutter in die Arme laufen würde. – Doch schneller als ich dachte war dieser Traum ausgeträumt. Eines Abends übte ich wieder, dabei rutschte ich aus und schlug hart auf den Boden auf. Mutter kam eilig zu mir; ich blutete am Kopf. Als ich am nächsten Abend wieder laufen wollte, erlaubte es Mutter nicht.
Wir bewohnten ein Zimmer, wie damals die meisten Flüchtlingsfamilien. Unser Zimmer stellte Küche, Wohn- und Schlafzimmer in einem dar. Mein Onkel schenkte mir ein Radio, auch hatte ich wieder eine Spielecke, so daß ich auf dem Boden herumkrabbeln konnte. Dennoch blickte ich sehnsüchtig aus dem Fenster. Ich hatte es satt, Tag für Tag zu spielen. Mutter war sehr bemüht, mir die Zeit mit Unterhaltung und Vorlesen zu verkürzen. Auch nahm sie mich wider Willen mit Schreiben und Lesen mehr heran. »Du wirst es noch einmal bereuen«, meinte sie, wenn ich mich trotz Flehen und Ohrfeigen dagegen sträubte.
Der Winter ging vorüber, eines Tages saß ich endlich im Vorgarten. Als ich froh auf die ersten grünen Spitzen der Schneeglöckchen sah, warf plötzlich jemand einen Schneeball nach mir. Ich zuckte zusammen.

Am Gartenzaun standen zwei Mädchen. Ich schaute sie an und erwartete, daß sie meine Gesichtszüge oder meine Bewegungen nachäffen würden. Aber nichts dergleichen geschah. Sie lächelten mich an. Ich lachte zurück.
»Na, wie geht's?« fragte die eine. Ich erschrak wieder. Jetzt mußte ich antworten, sie würden meine Sprache hören und ängstlich davonlaufen oder lachen. Ich setzte mehrmals an, aber es kam nur ein undeutliches »gut« aus meinem Munde. Ich war an diesem Tage sehr glücklich.
Ich bat Mutter, mich nicht in den Vorgarten, sondern auf den Bürgersteig nach draußen zu setzen. Nach kurzer Zeit umringte mich eine ganze Schar Kinder. Sie betrachteten mich neugierig, wisperten und kicherten. Da kam das schwarzhaarige Mädchen, das ich schon kannte. Ich atmete auf. »Was steht ihr alle und gafft?«
»Was geht's dich an?« fragte ein frecher Junge.
»Wenn man euch so angucken würde, wäre euch das recht?«
Die Worte wirkten. Ich bedankte mich bei ihr, aber sie machte eine wegwerfende Bewegung: »Das ist doch selbstverständlich.« Sie lief ins Haus und holte sich eine Fußbank. Wir kamen ins Gespräch. Ich unterhielt mich mit ihr wie mit einem meiner Angehörigen, denn wenn ich Vertrauen fasse, habe ich keine Hemmungen mehr und kann besser sprechen. Ich war damals zwölf und Ingrid vierzehn. Sie wollte nicht glauben, daß ich noch nie zur Schule gegangen war. Aber auch die anderen Kinder behandelten mich nicht mehr als Außenseiter. Bei allen Spielen war ich dabei, wenn auch nicht immer aktiv. Bei Ballspielen feuerte ich sie an, oder ich achtete beim Versteckspielen darauf, daß der Suchende nicht zu früh und heimlich Ausschau hielt.
Als mich Mutter eines Abends hereinholte, hatte sie verweinte Augen. Ich wagte nicht, nach dem Grund zu fra-

gen. »Jürgen, ich habe Post von einem Kameraden von Vati!« »Ja, und wann kommt er zurück?« fragte ich voller Erwartung. Mutter schüttelte den Kopf. »Er kommt nie wieder. Er ist tot.«
Den anderen Tag saß ich allein unter dem Apfelbaum, der an der Straße stand. Ingrid kam angelaufen und hockte sich zu mir: »Jürgen«, rief sie fröhlich, »mein Vater kommt!« Mit einem Schubs stieß ich sie zur Seite und krabbelte – so schnell ich konnte – fort. Ich wollte mich nicht mit ihr freuen.

X

Irgend jemand hatte Mutter geraten, mit mir zur Universitätsklinik nach Göttingen zu fahren. An einem sonnigen Herbsttag holte uns ein Krankenwagen ab. Im Warteraum saßen viele Menschen. Mir wurde klar, daß es noch viele Jungen und Mädchen und auch ältere Leute gab, die nicht laufen konnten.
Ich zeigte meiner Mutter eine Frau, die selbständig an Krücken gehen konnte. »Mutti«, fragte ich, »warum kann ich mich nicht wenigstens mit Krücken bewegen?« Mutter wies auf ein Mädchen, das unweit von uns auf einer Tragbahre lag. »Glaubst du nicht«, flüsterte sie, »daß dieses Mädchen auch fragt, warum kann ich nicht wenigstens so sitzen, wie der Junge dort?« Ich nickte nur.
Der Arzt schüttelte nur den Kopf, während er sich mit den umstehenden Studenten lateinisch unterhielt. Dann verschrieb er Tabletten, die die Spasmen verringern sollten, und meinte, ich müsse nach einem Vierteljahr wiederkommen.
Ende November wiederholten wir die Fahrt nach Göttingen. Der Arzt schüttelte erneut den Kopf, überwies mich

dann an das Annastift. Eine Woche darauf fuhren wir nach Hannover. Nur wenige Worte waren in meinem Kopf: Wenn ich laufen kann...

Wir hielten vor einem roten Backsteingebäude. Der Warteraum war wie in Göttingen überfüllt. Der Arzt sagte meiner Mutter: »Ja, ich glaube, daß Ihr Junge einmal auf Stöcken laufen können wird, die Sehnen an den Knien sind zu kurz, aber man kann sie verlängern.« Damit wurden wir entlassen. Nie sah ich meine Mutter so froh. Ich malte mir aus, wie es sein würde, wenn ich laufen könnte, wenn ich niemanden mehr zu bitten brauchte, mich zu tragen oder mir etwas zu holen, ja, meine Phantasie verstieg sich, daß ich mit der Familie schon spazierenging.

Einmal wollte Mutter mich auf einen großen Stuhl setzen. Ich schrie vor Angst, vom Stuhl zu fallen. Ich krallte mich in die Schürze meiner Mutter, daß sie zerriß. Mutter hielt mich zuerst fest und ließ mich dann unmerklich los. »Na, siehst du, du kannst ja sitzen.« Doch kaum hatte sie das ausgesprochen, fiel ich schon. Von nun an übten wir oft, schließlich gelang es. Heute kann ich sogar auf einem Hocker sitzen.

Ungeduldig warteten wir auf Nachricht vom Annastift. Endlich, Anfang März, kam der Brief. Wir konnten kommen. Als der Krankenwagen vor der Tür hielt, sagte ich den Sanitätern: »Wenn ich wiederkomme, brauchen Sie mich nicht mehr zu tragen!«

Ich wurde auf die Station gebracht. Mein Nachbar, ein Junge, hatte das gleiche Leiden wie ich. Es war gut für mich, einmal zu hören, wie schwer es ist, mich zu verstehen. Oft mußten wir beide unsere Sätze wiederholen. Tag für Tag fragte ich die Schwester, wann ich endlich zur Operation an der Reihe sei. Und dann klärte sich alles auf. Meine Mutter kam: »Ich will dich abholen. Du mußt

jetzt tapfer sein, die Ärzte sagen, es habe keinen Zweck zu operieren, deine Spasmen seien zu stark. Aber«, fügte sie hinzu, »ich habe Medikamente bekommen, die helfen dir bestimmt.«
Hatte ich mir im Annastift noch vorgenommen, fleißig zu lernen, so blieben das jetzt nur leere Worte. Was hat es noch für einen Zweck? *Ich bleibe doch immer ein Krüppel!*

XI

Die Apfelbäume längsseits der Straße begannen zu blühen. Die Bienen stöberten in den Blüten. In den vorigen Jahren war ich in dieser Jahreszeit immer besonders ausgelassen, weil ich wußte, die lange Winterzeit war vorüber, und ich konnte wieder nach draußen. Ich konnte aber nicht froh werden.
So kam der Sommer. Da die Ilme in der Nähe unseres Hauses ziemlich flach war, saß ich mit Mutter etwas unterhalb am Fluß. Hier herrschte ein reger Badebetrieb. Viele Kinder riefen meinen Namen. Ich sollte Heinz' eleganten Kopfsprung bewundern, Gerda bat mich, zuzusehen, wie gut sie schwamm, und Dieter bewies mir stolz seine Taucherkunst. Plötzlich stand meine Tante vor mir: »Hast du Lust, auch zu baden?« Ich nickte. Sie ging ins Wasser, und Mutter reichte mich nach. Nun griff sie unter meine Arme und ging mit mir durchs Wasser. Sie zog mich durch die leichten Wellen. Je mehr ich strampelte, desto mehr hatte ich das Gefühl, zu schwimmen. Und ich schwamm auch wirklich.
Jetzt war ich nicht mehr der hilflose Krüppel. Fast jeden Tag badete ich nun. Mehr und mehr gewann ich Zutrauen zu mir: ich konnte etwas. So überwand ich die Frage, die

sich jeder Körperbehinderte stellt: Warum gerade ich? Auch ich muß diese Frage ohne Antwort stellen.

XII

Der Arzt, der meine Großmutter behandelte, machte uns darauf aufmerksam, daß im hiesigen Krankenhaus ein Professor als Spezialist für Gehirnkrankheiten tätig sei. Ich lag einige Tage, ohne daß etwas geschehen wäre. Eines Morgens jedoch legte mich ein Pfleger auf die Tragbahre und fuhr mich in den Operationssaal. Eine alte Hoffnung erwachte wieder in mir. Sollte ich nun wirklich operiert werden?

Ich erwachte gegen zwei Uhr. Was war mit mir geschehen? War ich gesund? – Nein. Sofort waren die Spasmen wieder da. Ich erfuhr, daß man mich lediglich punktiert hatte, um sich ein genaues Bild vom Gehirn machen zu können. Der Professor sagte meiner Mutter, er könne mich zwar operieren, doch sei mit neunzigprozentiger Sicherheit anzunehmen, daß ich danach schwachsinnig sei.

Mutter ging ins Geschäft, meine Schwestern mußten zur Schule, und Großmutter war zu krank. So saß ich stundenlang am offenen Fenster, und nur selten trug mich unser Nachbar die Treppe hinunter auf den Hof. Dort schaute ich den Kindern beim Spielen zu. Leider wuchs dort nicht ein einziges Hälmchen Gras, so daß ich mich hätte knien können. In der Hauptsache hörte ich Radio. Das Programmheft kannte ich auswendig. Am liebsten hörte ich Gedichte. Ich bewundere die Menschen, die eine Begebenheit in so wenigen Worten schreiben können, so eindringlich und schön.

XIII

Meiner Großmutter ging es schlecht, außerdem mochte ich auch nicht mehr Tag für Tag neben ihr allein in der engen Mansardenwohnung sitzen. Ich sehnte mich nach Menschen meines Alters.
Einmal besuchten wir meinen Onkel, der in einem Vorort Frankfurts eine Villa und einen Garten gemietet hatte. Ich durfte im Garten oder auf der Veranda sitzen. Meine Tante hatte einen Rollstuhl ausgeborgt, so daß ich endlich einmal spazierenfahren konnte.
Die Erwachsenen erlaubten uns Kindern ein Gartenfest. Der Tag verstrich mit Vorbereitungen. Ich durfte an allem teilhaben. Im Garten herrschte ein reges Treiben. Man befestigte Fähnchen und Girlanden und Lampions. Ich saß im Gras und achtete darauf, daß alles gerade und ordentlich wurde. Ich freute mich sehr auf diesen Abend.
Alle plauderten, und ich versuchte, mich mit zu unterhalten. Doch immer, wenn ich zum ersten Wort ansetzen wollte, sagte einer: »Ruhe, Jürgen will sprechen!« Dann blickten mich alle an, als gäbe ein Wundertier Worte von sich, und ich wurde so unruhig, daß mich lediglich meine Schwestern verstanden. So schwieg ich.
Wie auf jedem Gartenfest wurde auch hier getanzt. Bald blieb ich allein am Tisch und sah zu.

XIV

Mit einer Taxe fuhren Mutter und ich zum Annastift, ins Heim. Schwester Agnes brachte mich mit einem Fahrstuhl nach oben. Mutter ging nebenher. Etliche Jungen, ebenfalls in Rollstühlen, musterten mich. Ich besah sie mir genau. Manche hatten die gleiche Krankheit, andere schie-

nen schlimmer dran zu sein, denn sie vermochten nicht einmal einen Arm zu heben. Ich hatte in diesem Augenblick nur den einen Wunsch, dazuzugehören, mich mit ihnen zu unterhalten. Ich fühlte, hier bin ich am rechten Platz.

XV

Dann war es soweit: Mein erster Schulweg! Stolz hielt ich die alte Schultasche meiner Schwester auf dem Schoß. Ein Pfleger schob mich in den Klassenraum. Ich hörte, wie ein etwa neunjähriges Mädchen flüsterte: »Schon wieder so ein Großer!«

Man setzte mich auf die Bank neben Achim, einen Bettnachbarn. Die Tür öffnete sich, und auf Krücken gestützt, langsam, kam unser Lehrer herein. Sein Blick fiel auf mich. »Du bist der Neue?« Ich nickte. »Wie heißt du?« Ich wollte ihm antworten, aber ich brachte kein Wort heraus. »Na, geht es nicht?« frage mich der Lehrer freundlich. »Atme tief durch, und sei ganz ruhig.« Es ging viel leichter. Ich bekam die Schulbücher der zweiten Klasse. Am Nachmittag machte ich meine ersten Schularbeiten. Ich hatte nicht viel aufbekommen, aber ich arbeitete den ganzen Nachmittag hindurch, denn die Buchstaben schienen mir immer noch nicht gut genug. Hätte mir zum Abendbrot Schwester Hanna nicht die Tafel fortgenommen, ich hätte bis in die Nacht gemalt. Ich hatte nämlich Angst, nicht bleiben zu dürfen, da ich nicht so gut schreiben und sprechen konnte wie die meisten meiner Kameraden.

Natürlich erzählte ich stolz von meiner ›3‹, die ich in der Rechenarbeit erhalten hatte. Noch mehr freute ich mich über den Rollstuhl, den Mutter schickte. Wenn er auch

nicht so schön war wie die der anderen Jungen, so war ich doch kein Gefangener mehr.
In der Schule hatten wir jede Woche eine kleine Adventsfeier. Ich wollte anfangs nicht mitsingen. Unser Lehrer wurde böse: »Es ist nicht wahr, daß du nicht singen kannst!« Ich sang mit. Von diesem Augenblick fühlte ich, daß ich dazugehörte.

XVI

Es kam der Tag des Ferienbeginns. Koffer wurden gepackt und mit Namensschildern versehen. Schließlich war auch das geschafft. Es ging zum Frühstück. Aber auch dort gab es nur wenig Ruhe, denn die meisten hatten einen langen, weiten Weg nach Hause und mußten eiligst zum Bahnhof. Auch ich fuhr unruhig auf dem Flur auf und ab. Immer wieder schaute ich auf die Uhr. Halb elf! Noch eine halbe Stunde! Erwin fiel mir auf. Er lief in Alltagskleidern umher. »Fährst du nicht nach Hause?« fragte ich.
»Wohin denn?« – »Hast du keine Eltern?« – »Doch!« Er nickte. »Eine Mutter«. – »Fahr doch zu ihr«, meinte ich. Er schüttelte nur den Kopf. Erst Jahre später erfuhr ich: Erwin war ein Findelkind. Als man die Mutter endlich gefunden hatte und er ihre Hand drücken wollte, sagte sie: »Ich mag dich nicht, du hast nur einen Arm!« Heute ist Erwin zufrieden. Er ist Postbote. Da er sich vom Annastift nicht trennen konnte, hat er in der Nähe ein Zimmer genommen. Ich wurde abgeholt. Im Auto, als wir an den Geschäften und dem glitzernden Reklameschmuck vorbeifuhren, hatte ich Erwin bereits wieder vergessen. Wir hielten vor unserer Wohnung. Der Fahrer trug mich die drei Etagen hinauf. Der langersehnte Augenblick war ge-

kommen: »Oma!« rief ich. Sie stand an der Tür und streichelte mich.
So gern ich zu Hause bin, nie verläßt mich das Gefühl, nicht in diese Welt zu gehören, in der ich nur bemitleidet und bedauert werde. Gehöre ich nicht in eine Welt, wo man mich als vollwertigen Menschen anerkennt?
Vor der Abfahrt saß meine Großmutter bei mir. Wir unterhielten uns, während ich wieder und wieder mit gespanntem Blick aus dem Fenster schaute. »Nun bin ich siebzig«, sagte sie unvermittelt. »Als meine Mutter siebzig war, starb sie.« Dabei sah sie mich an. Mich schauderte: Warum sprach sie gerade jetzt vom Tod?
Nun sah ich: Sie war blasser als je zuvor, ihr Haar war weiß geworden.
Wie zur Erlösung drang die Autohupe in die Stille. Nun ging alles sehr rasch, denn der Fahrer hatte wenig Zeit.
»Auf Wiedersehen, Oma! Bis Ostern!« Sie legte für eine Weile meine Hand in die ihrige. Die Haut fühlte sich wie Pergament an. Ich hielt sie, bis wir an der Treppe waren. Dort mußte ich loslassen, denn sie konnte keine Treppen mehr steigen. Kurze Zeit später ist sie gestorben.

XVII

Ostern war vorbei. Ich wurde in das vierte Schuljahr versetzt. Ich hatte inzwischen einen neuen Freund gefunden: Ein Bekannter meiner Mutter hatte einen Sohn in meinem Alter, der mich oft besuchte. Er war ein großer, sportbegeisterter Junge. Wenn er von seinen Siegen sprach und wo er überall gewesen war, wurde ich oft neidisch. Auch ich hätte ihm gern von meinen Erfolgen erzählt. Doch würde er das verstehen? Würde er nicht mitleidig lächeln? Wenn ich ihm etwa berichtete, ich sei schon in der vierten

Klasse oder daß ich mit einem Finger schon gut Schreibmaschine schreiben könne?
Wir fuhren oft zusammen in den Wald oder ins Kino – und ich ließ ihn erzählen.

XVIII

Die Sommerferien standen vor der Tür. Die Schulkinder fuhren nach Hause. Meine Schwestern Inge und Evi umsorgten mich. Mutter hatte inzwischen eine neue Wohnung bekommen, die große helle Zimmer besaß. Ich konnte nur eine Woche zu Hause bleiben, denn Mutter mußte sich von den Anstrengungen im Geschäft erholen. Sie wollten zu dritt an die See fahren. Am Abend vor der Abreise – ich wußte nicht, wie mir geschah – fing ich plötzlich zu schluchzen an. »Was ist?« Mutter war besorgt.
»Ihr fahrt morgen fort. Und ich? – Ich muß immer hier bleiben, hier oder im Annastift.«
»Aber Jürgen, nun sei nicht ungerecht!« sagte Inge. »Ihr habt doch eine schöne Harzfahrt gemacht.« – »Ja, das war *ein* Tag, aber ich möchte auch einmal für längere Zeit fort, einmal alles vergessen, in einer ganz anderen Umgebung, so wie ihr nun.« »Aber du mußt doch einsehen, daß Mutter in ihren Ferien ihre Ruhe braucht«, entgegnete Evi. Ich konnte nur stumm nicken. Am nächsten Tag brachten sie mich wieder ins Annastift.

XIX

»Du, Klaus, in der Stadt spielen sie einen berühmten Film«, flüsterte ich meinem Schulkameraden zu, der in

der Bank hinter mir saß. »Ja, ich weiß«, flüsterte Klaus zurück, »wollen wir hin?«
»Ich möchte schon, aber wie hinkommen?« Er hatte an einem Bein Kinderlähmung, und es war ihm unmöglich, weite Strecken zu laufen. Am Nachmittag zogen wir los. Wir wollten mit der Straßenbahn fahren, aber mein Wagen paßte nicht durch die Türen. Klaus schlug vor, mit der Eisenbahn in die Stadt zu fahren. Ich stimmte zu, denn zu sehr hatte ich mich auf diesen Nachmittag gefreut. Eine halbe Stunde später saß ich zwischen vielen Kisten, Kasten und Koffern im Packwagen der Bundesbahn.
Schon nach fünf Minuten erreichten wir den Hauptbahnhof. Ein Fahrstuhl brachte mich nach unten. Ich rollte zum Bahnhof hinaus. Verloren standen wir vor dem weiten Gebäude. Hastig eilten die Menschen hin und her. Autos hupten und dazwischen erscholl das Klingeln der Straßenbahnen. Eine ältere Frau kam vorbei. Sie legte mir ein Markstück in meinen Wagen. Beschämt blickte ich zu Boden. In das Kino, in dem der Film gespielt wurde, ließ man uns nicht hinein, weil Stufen zum Saal hinauf führten. Ich schloß die Augen, um nicht mehr die jungen Leute sehen zu müssen, die in den Tanzcafés ausgelassen tanzten oder auf den Bürgersteigen Arm in Arm spazierengingen.

XX

Der 3. April rückte näher. Konfirmation. Mutter hatte mir einen schwarzen Anzug gekauft. Die Kirche war mit Lorbeer ausgeschmückt. Auf eine kurze Predigt folgte die Einsegnung und die Abendmahlsfeier. Zum Schluß sangen wir das Lied »Bis hierher hat mich Gott gebracht...«

Ich dachte an früher. Wohin hatte mich Gott nun geführt? Er hatte mir im Annastift eine Heimat geschenkt, ein Zuhause, wo ich hingehöre. Ich war hier nicht der Idiot, über den man lachte, der, den man bedauerte. Ich war das, was ich mir schon immer zu sein gewünscht hatte, war ein Mensch wie du! Daß man mich im Annastift wirklich gern sah, bewiesen die vielen Glückwunschkarten zu meiner Konfirmation.

XXI

Am zweiten Pfingsttag machte meine Mutter mir die Überraschung, daß mein heißer Wunsch, einmal mein Kinderparadies Einbeck wiedersehen zu dürfen, in Erfüllung gehen solle. Ich war sehr aufgeregt während dieser Fahrt. Die Gegend wurde immer vertrauter. Die Häuser standen noch wie einst. Nur die Bäume waren gewachsen. Wir hielten vor ›Oma Müllers‹ Haus. Auch hier hatte sich anscheinend nichts verändert. Die Wiese lag so, wie ich sie in Erinnerung hatte. Kinder spielten auf ihr, andere Kinder, aber sie spielten die gleichen Spiele, die wir gespielt hatten. Natürlich fragte ich nach dem einen oder anderen. Doch immer erhielt ich die gleiche Antwort: der ist verlobt – die ist verheiratet... Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen, aber ich war lange Zeit sehr niedergeschlagen, und an der schönen Landschaft, durch die wir noch fuhren, hatte ich keine Freude mehr.

XXII

Unser Lehrer gab uns auf, eine Halbjahresarbeit zu schreiben, wir konnten uns die Themen selber aussuchen.

Jeder hatte etwas, nur ich nicht. Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Auf unserer Station arbeitete ein Student als Pfleger. Ich fragte ihn einmal, wie es ihm bei uns gefiele. »Als ich zum erstenmal ins Annastift kam«, antwortete er, »und euch in euren Rollstühlen sah, dachte ich: Was haben diese Menschen noch vom Leben? Aber dann wurde ich eines Besseren belehrt. Ihr habt hier eine eigene Welt, die ebenso schön sein kann wie die Welt der Gesunden.«

Da wußte ich plötzlich, daß ich eine Arbeit über Körperbehinderte schreiben mußte. Die Geschichte sollte heißen: ›Auf Rädern geht es auch‹. Die Hauptperson sollte ein Behinderter sein, der sich durch viel Fleiß und Energie bis zum Arzt hinauf arbeitete. Doch die Geschichte wurde ganz anders. Ich ließ Menschen auf der Flucht umkommen und leiden, doch über Erwin, den Held meiner Geschichte, hielt ich schützend meine Hand. Ich nannte den Aufsatz: ›... und das Leben ist doch schön!‹

XXIII

Im Deutschunterricht hatten wir ›Wilhelm Tell‹ gelesen. Zufällig lief in Hannover die Verfilmung. Das Kino war im Dachgeschoß eines Hochhauses. Da der Fahrstuhl nicht bis oben fuhr, mußten wir noch eine Etage getragen werden. Natürlich gafften die Kinobesucher. Etliche unterhielten sich laut über uns, da manche Menschen anzunehmen scheinen, daß wir unfähig seien, ihre Sprache zu verstehen. Deutlich hörten wir: »Ich möchte einmal wissen, warum die hier hochgeschleppt werden, die verstehen ja doch nichts davon!« Wir taten zwar so, als hätten wir nichts gehört, doch uns war der Abend verdorben.

XXIV

Es wurde mein letzter Sommer, den ich auf der Knabenschulstation verlebte. Eines Tages hieß es Abschied nehmen auch von dort. Das Annastift hatte ein Pflegeheim gebaut. Anfang Dezember hielt ich dort meinen Einzug. Ich war von heute auf morgen erwachsen geworden und wurde mit ›Sie‹ angesprochen.
Ich war froh, als ich am nächsten Morgen in die Schule kam und mich die altvertraute Atmosphäre umgab. Aber Ostern rückte näher. Wir schrieben die Abschlußarbeiten für die Entlassungszeugnisse. Eines Tages fragte unser Lehrer: »Welchen Beruf habt ihr euch gewählt?« Jeder meiner Klassenkameraden konnte ihm antworten, nur ich zuckte die Schultern. Voller Neid blickte ich auf die anderen. Etliche entschieden sich für das Büro, die Schuhmacherei, die orthopädische Werkstatt oder die Tischlerei. Sicher, viele hatten wenig Lust zu einem Beruf, den sie lediglich wegen ihrer Behinderung annehmen mußten, aber sie hatten wenigstens eine Zukunft. Aber ich? Was wurde aus mir? Schon am ersten Tag der ›Freiheit‹ sehnte ich mich nach der Schulbank zurück. Früher hatte ich, wenn ich morgens aufstand, Angst vor einem Diktat gehabt, vor einer Rechenarbeit, einem Aufsatz. Nun dehnten sich die Vormittage endlos dahin.

XXV

Der Frühling war eingekehrt. Ich saß den Tag hindurch faul in der Sonne. Anfangs hatte ich versucht, hin und wieder etwas zu schreiben. Doch da mir nichts gelingen wollte, stellte ich die Maschine wieder weg. Man richtete in unserem Haus eine Beschäftigungstherapie ein. Körbe,

Kissenplatten und andere handwerkliche Dinge wurden dort gefertigt. Ich mußte teilnehmen. Ich kann nur einfache Arbeiten ausführen. Viele meiner Kameraden wagen die schönsten Stücke, da stehe ich zurück, aber über jedes fertiggestellte Stück erfaßt auch mich ein gewisser Stolz.
Doch diese Arbeit ist lediglich eine Beschäftigung, die den Tag schneller verstreichen lassen soll. Wir brauchen eine Tätigkeit, die uns vollkommen ausfüllt und ausgleicht.

XXVI

Ich hatte mir oft überlegt, ob ich wohl mit einem Selbstfahrer umgehen könnte. Viele Leute schüttelten zu diesem Gedanken den Kopf: »Ein Spastiker einen Selbstfahrer betätigen? Ausgeschlossen, die Hände sind viel zu unruhig zum Steuern!«
Ich war jedesmal sehr niedergeschlagen. Sollte ich denn mein ganzes Leben beim Spazierenfahren auf die Hilfe anderer angewiesen sein? Vor einem Jahr hatten mich meine Kameraden des öfteren mitgenommen. Doch hier im Pflegeheim konnte fast niemand laufen. Zufällig stand in jenen Wochen ein Selbstfahrer zum Verkaufen. Ich probierte ihn aus. Der Hausmeister setzte mich hinein. Nun würde es sich entscheiden. Mein Herz klopfte. Krampfhaft hielt ich den Hebel des Selbstfahrers fest und bewegte ihn hin und her. Ich hatte nur einen Gedanken: Nicht aufgeben! Der Hausmeister beobachtete mich, und ich durfte keine Schwäche zeigen. Ich schaffte es: ich lernte fahren.
Aber es war nicht einfach, zum erstenmal ganz allein eine Straße zu überqueren. Ich wartete aufgeregt, bis die Autoschlange vorüber war. Die Straße lag frei. Ich mußte so

schnell wie möglich hinüber. Mit aller Kraft ruderte ich mich auf die gegenüberliegende Straßenseite. Ich atmete auf. Ich hatte es geschafft.
Dann fuhr ich in den Wald. Es war wunderbar, allein unter den Bäumen zu sein. Aber es hatte den ganzen Vormittag hindurch geregnet, der Boden war aufgeweicht. Ehe ich mich versah, steckte ich im Morast fest. Verzweifelt versuchte ich, wieder aus dem weichen Grund herauszukommen. Doch soviel ich mich auch abmühte, ich schaffte es nicht. Ich war froh, als ich von Ferne einen Mann langsam näherkommen sah. »Würden Sie mir bitte helfen?« fragte ich ihn, als er neben mir war. Er zuckte die Achseln. Offenbar hatte er mich nicht verstanden. Ich wiederholte meine Bitte. Doch wieder nichts. Auch Zeichen halfen nichts. Er ging, ohne ein Wort zu sagen, weiter.

Die Angst eines Pfleglings vor dem Pfleger

Ein Heimbewohner berichtet

Eines der größten Hindernisse für uns Schwerkörperbehinderte ist die Abhängigkeit von Pflegepersonen. Die fängt schon im Kindesalter an: Für die Mutter wird ihr Kind immer Kind bleiben, das besonders behütet werden muß.

Da sitzt ein siebzehnjähriger Junge in einer Mietswohnung. Liebevolle Mutterhände pflegen ihn. Tag für Tag starrt er aus dem Fenster. In der Ecke dudelt das Radio. Tag für Tag sinnige Schlagertexte mit einlullenden Melodien. Der Junge wiegt sich in dieser heilen Welt. Träumt von der Südsee der Liebe (obwohl er sie noch nie erlebt hat). Er wartet, bis das Fernsehen sein Programm ausstrahlt. Die Flimmerkiste bleibt dann so lange laufen, bis das Programm zu Ende ist.

Er kennt sie alle, die großen und kleinen Sternchen der Schlager- und Fernsehbranche. So wird alles ferngehalten, was den ›armen‹ Jungen beunruhigen kann. Er ist zwar von normaler Intelligenz, die aber in seinem goldenen Käfig allmählich verkümmert. Er freut sich, wenn am Sonntag schönes Wetter ist und der Vater ihn dann in den Rollstuhl setzt und mit ihm ein Stück spazierenfährt.

Leider ist das kein Einzelfall. Viele haben unter dieser Affenliebe zu leiden. Und wenn die Eltern tot sind? Wenn mit einemmal diese kleine Welt zusammenbricht? Dann kommen sie zu uns in das Pflegeheim. Sie kommen uns merkwürdig vor, so weltfremd, und für sie ist es sehr schwer, sich hier einzuleben.

»Ich bin lieber hier als zu Hause«, verriet mir einer. »Ich bin schon fünfundzwanzig Jahre hier, zweimal im Jahr

fahre ich heim. Sie sprechen dann von Personen, die mir völlig unbekannt sind. Ich habe immer das Gefühl, ich komme zu einer fremden Familie. Und dann diese Fürsorge! Dinge, die ich hier im Heim selber mache, darf ich zu Hause nicht tun. Das ist für dich zu schwer, heißt es, oder: nein, das hätten wir nicht gedacht, daß du so fein alleine essen kannst. Doch wir helfen dir lieber, das geht doch besser.«

Der Behinderte kann zwanzig oder vierzig Jahre alt werden – für die Eltern bleibt ihr Kind immer klein und hilflos! Das wird wohl unbewußt geschehen, aber viele Eltern setzen das körperliche Unvermögen mit dem geistigen gleich. Es wird soviel von Rehabilitation gesprochen, doch ich frage mich, wie man die Eingliederung Behinderter klarmachen will, wenn sich die eigenen Eltern zu diesem Thema taub stellen. Ich möchte auf keinen Fall verallgemeinern, es gibt genug Eltern, die ihre Kinder wie ihre nichtbehinderten Kinder behandeln.

Wenn das Kind von klein auf zu einem gehorsamen Untertan erzogen wurde, so duckt es sich auch als Erwachsener. Da die meisten Schwerstbehinderten beim Altwerden der Eltern doch ins Heim kommen, nehmen sie die Einschränkungen mancher absurden Heimordnung als gegeben hin. So hörte ich von einem Haus, daß dort die Siebzig- oder Achtzigjährigen das Personal mit ›Onkel‹ und ›Tante‹ anreden müssen.

Dies ist der Grund, der den Typ des Körperbehinderten prägt. Er ist unterwürfig, dankbar, bescheiden und genügsam. Nie vergesse ich, wie mein Lehrer (selbst behindert) uns oft ans Herz legte: »Lieber ein Dankeschön mehr als zuwenig.« Ich glaube, dies ist auch der Grund, weshalb wir Schwerstbehinderten gegenüber anderen Gruppen so zaghaft unsere Forderungen stellen.

Das Abhängigkeitsgefühl gegenüber dem Pflegepersonal

ist zu groß. Aus Angst, nicht rechtzeitig auf den Abort zu kommen, schluckt man so manches Unrecht hinunter. Wenn man sich nicht fügt, wird eine indirekte Bestrafung verhängt, indem der Pfleger einfach sagt: »Ich muß noch zu dem, und dann kommst du.« Man kann nicht das Gegenteil beweisen, nur wird man das nächstemal dem Pfleger nicht widersprechen. Als Schwerstbehinderter mußt du eben gehorchen. Und wenn du einen Pfleger an einem warmen Sommerabend um ein Glas Wasser bittest und er antwortet: »Ich habe jetzt Feierabend«, darfst du ihm nicht gram sein, da du ja am nächsten Tag seine Hilfe wieder brauchst. In unserem Heim ist das nicht so stark, wir haben uns immer ein gewisses Maß an Freiheit erhalten. Der Heimrat besteht aus unseren Kameraden, hat eine beratende Funktion, doch das Haus selbst zu verwalten, das traut man uns doch nicht zu.

Vor einiger Zeit ging durch die Presse folgende Meldung: Ein Pfleger wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wegen Mißhandlung. Was war geschehen? Ein Pfleger hatte vier Patienten zu betreuen, die er seine Häschen nannte. Sie mußten sich in Hasenstellung hinhocken. Dann warf er ihnen kleine Tabakkügelchen zu, die sie mit dem Mund auffangen mußten. Danach mußten sie ihm die Sohlen küssen, sonst gab es nichts zu essen. Der Mann war im Zweiten Weltkrieg Aufseher in einem Heim für geistig Behinderte gewesen. Ich finde, diese Art müßte mehr unter die Lupe genommen werden. Wenn die Patienten sich beschweren, heißt es immer: »Die wissen ja doch nicht, was sie reden.«

Ich habe das am eigenen Leib erlebt. Da man mich für geistig minderwertig hielt, steckte man mich in ein Heim für geistig Behinderte. Ich war damals zwölf Jahre und zu feige, mich zu beschweren. Deshalb mußte ich, bevor ich auf den Abort konnte, mir homosexuelle Handlungen ge-

fallen lassen. Sonst konnte ich eben nicht meine Notdurft verrichten.
Da es dort Tag für Tag nur Eintopf gab und abends nur zwei Schnitten Brot, beschwerte ich mich. Ich bekam zur Antwort: »Ihr armen geistig Behinderten kennt kein Maß im Essen, und wir haben Angst, daß ihr euch den Magen verderbt.« Anmerkung: Als ich aus dem Heim heraus kam, stellte unser Hausarzt Unterernährung fest. Mein Körper war voller Geschwüre.
Ich möchte die Berufsgruppe des Pflegepersonals nicht schlecht machen. Wenn es sie nicht gäbe, was würde aus uns? Doch sollte man besser sieben. Wir haben schon Pfleger gehabt, die drei oder vier Berufe hatten, und als letzter Ausweg blieb dann der ›Hilfspfleger‹. Hier im Haus ist es leider so, wenn ein Angestellter sich etwas zuschulden kommen läßt und entlassen wird, ist man bemüht, es möglichst nicht in seinen Papieren zu vermerken. Er kann getrost im nächsten Heim wieder die gleichen Dummheiten machen.
Wenn ich oben ausführte, daß wir bei uns – im Gegensatz zu anderen Heimen – unabhängiger seien, so haben wir das nur unserem ständigen Kampf zu danken. Wieder und wieder wird versucht, uns einzuengen. Ein Beispiel ist der sogenannte Fernsehabend: Hier dürfen wir zweimal in der Woche das Programm zu Ende schauen. Plötzlich hieß es, das Personal darf nicht mehr so lange arbeiten, der Fernsehabend fällt für immer flach. Nach heftigen Protesten unsererseits wurde der Fernsehabend nicht abgeschafft.
Fazit: Wir Behinderten müssen diese anerzogene Unterwürfigkeit ablegen, denn was hat das ganze Geschwafel von Rehabilitation für einen Sinn, wenn man uns lebenslang wie Kinder behandelt. Rehabilitation heißt ja nicht nur die Beschaffung eines Arbeitsplatzes, sondern ein Leben

unter normalen Bedingungen. Dazu gehört, daß man nicht um jede Handreichung betteln muß. Es müßte doch bei einigem guten Willen möglich sein, uns das Gefühl der Abhängigkeit zu nehmen. Dazu gehören aber auch Unterkünfte, in denen man sich frei bewegen kann. Wenn diese bescheidenen Forderungen erfüllt sind, kann man aufhören, mit der Erzeugung von Mitleidsgefühlen Geld zu machen. Ich weiß, es muß ein schönes Gefühl sein, so einen armen kleinen Spastiker auf dem Bildschirm zappeln zu sehen und zu denken: Gut, daß meine Kinder gesund sind. Voller Rührung zückt man seinen Geldbeutel und schickt zehn Mark an diese ›Aktion‹, und mit dem Gefühl, ›etwas‹ für die ›armen Kinder‹ getan zu haben, geht man in den nächsten Tagen seinem Alltag nach.

Wie wäre es, wenn man sich zu einem Besuch eines dieser ›bedauernswerten‹ Menschen entschließen würde? Wir Behinderten wollen keine Sonderstellung, wir wollen das sein, was wir sind: Menschen.

Doch diese Forderungen werden so lange Utopie bleiben, solange erwachsene Menschen noch um 20 Uhr ins Bett müssen, solange der Pfleger sagt: Du kommst erst dann auf den Abort, wenn ich es will.

Doch da in unserer Gesellschaft nur der etwas gilt, der was leistet, werden wohl unsere Forderungen noch lange unerfüllt bleiben. Mit den üblichen Mitteln wie Streiks oder Protesten können wir nichts anfangen.

So gilt für uns der bittere Satz: Man muß zufrieden sein.

Seit 25 Jahren kein Gespräch

Notiz von einer Freizeit

Unter ihnen einer, mit dem 25 Jahre keiner ein Wort gesprochen hat. Sie werden sagen: »Das gibt es doch nicht!« Aber es ist unter uns geschehen – in Deutschland – im 20. Jahrhundert.

Gegen Ende des letzten Krieges verlor er Gehör und Augenlicht. Seine Umgebung war hilflos. Man gab ihm zu essen. Man führte ihn spazieren. Aber keiner redete mit ihm. Es wußte wohl niemand, wie dies hätte geschehen sollen.

Um sich vorstellen zu können, was das bedeutet, muß man sich wohl klarmachen, was in diesen Jahren unter uns geschehen ist: von der Spaltung Deutschlands bis hin zum Menschen auf dem Mond und zur Herzverpflanzung. Davon hat dieser Mann nie gehört. Sein Wissen ist auf dem Stand von 1945 stehengeblieben.

Gusti Steiner

Warum mich meine Mutter versteckte

Tonbandprotokoll

Früher, als ich noch bei meiner Mutter gelebt hatte, bin ich im Jahr höchstens zwei-, dreimal rausgekommen, das war eine sehr ungünstige Wohnung, ich hatte damals noch keinen Rollstuhl und steile Treppe, Freunde mußten mich immer über die Treppe tragen, das war äußerst schwierig, und für meine Mutter war es natürlich auch immer ein Grund, mich in der Wohnung zu halten und mich nicht so gern mal rausgehen zu lassen.
Ja, für meine Mutter war die Behinderung nie ein bewältigbares Problem, es war für sie quasi das Gefühl, hier ist ein großes Versagen meinerseits im Spiel, ich habe ein körperbehindertes Kind zur Welt gebracht, und sie hat damit die Problematik nie verkraftet, verarbeitet, sondern sie sah immer nur die Behinderung und versuchte zu kaschieren, sie nicht wahrzuhaben, mich zu verstecken. Dazu gehörten natürlich auch ihre Erfahrungen im Dritten Reich, daß es damals besser war, Körperbehinderte nicht der Öffentlichkeit preiszugeben, und meine Schwester ist in dieser Zeit auch mit Muskeldystrophie aufgewachsen. Und dieses Mißtrauen gegen öffentliche Stellen, gegen Behörden und Institutionen hat sie nie überwunden. Sie hat beispielsweise auch in späteren Jahren Sozialhilfe oder irgendeine andere Hilfsorganisation nie in Anspruch genommen. Sie hat für mich quasi die Verantwortung übernommen und hat für mich gesorgt mit der zugehörigen Entmündigung und Einschränkung meiner Möglichkeiten. Es war eine schwierige Zeit für mich.

Sie hat versucht, mich einmal vor sich selbst und vor der Umwelt zu verstecken, dadurch daß sie verhindert hat, daß ich mir überhaupt einen Rollstuhl kaufe. Der Rollstuhl war für sie Manifestation meiner Behinderung. Sie hätte ständig vor Augen gehabt, die Situation ist so und nicht anders. Wenn ich aber beispielsweise ganz normal in einem Stuhl gesessen habe, hat ein Außenstehender nicht gesehen, daß ich behindert bin. Und in diesem Augenblick war für sie die Welt in Ordnung.
Nach außen hin hat sie natürlich versucht, die Möglichkeiten so gering wie möglich zu halten: Wenn Freunde mich mitnehmen wollten, war immer ihre Reaktion dann: Ach, das kann man doch verschieben, oder: Das machen wir ein anderes Mal. Sie hat dann immer darauf abgezielt, daß niemand im Haus gewesen wäre, der gesehen hätte, wie ich die Treppe runtergetragen werde, wie Freunde mich zum Wagen bringen und dergleichen.
Innerhalb der Wohnung habe ich mich zu der Zeit auf allen vieren bewegt. Meine Mutter hat mir immer am Bett, an den Stühlen hochgeholfen. Ansonsten hatte ich keine Möglichkeit der Mobilität, ich war quasi den ganzen Tag auf meinem Stuhl gesessen und habe da gearbeitet. Um alle Handreichungen mußte ich immer meine Mutter bitten, und das war im Grunde sehr, sehr unangenehm. Du bist immer drauf angewiesen zu sagen: bitte, gib mir mal, mach mir mal. Das hat auch etwas Demütigendes, denn dein eigener Aktionsradius ist dadurch so eingeschränkt, daß du kaum Erfahrungsmöglichkeiten hast.

Wie man sich vor der Beschäftigung Schwerbehinderter drückt

Tonbandprotokoll mit dem Rehabilitationsfachmann vom Arbeitsamt

Es gibt also ein Schwerbeschädigtengesetz, nach dem Schwerbeschädigtengesetz sind also Verwaltung und öffentliche und private Betriebe ab einer gewissen Größenzahl (bei einer Verwaltung mit 10 und bei den öffentlichen und privaten Betrieben ab 16) verpflichtet, nun entsprechende Prozente an Schwerbeschädigten oder Gleichgestellten zu beschäftigen. Im Normalfall ist das so, daß die öffentliche Hand, die Verwaltung, nun zehn Prozent dieser Behinderten beschäftigen muß und die öffentlichen und privaten Betriebe sechs Prozent. Und in den privaten Betrieben gibt es eine Reduzierung auf Antrag zum Mindestsatz auf zwei Prozent. Wer diese Quote nicht erfüllt (es sind eigentlich ja sogar Mindestquoten, es heißt ja mindestens sechs Prozent oder mindestens zehn), wer diese Quote also nicht erfüllt, wird nach Ablauf von zwei Jahren mit einer Ausgleichsabgabe von monatlich 50 Mark belegt, d. h. er bekommt einen Feststellungsbescheid und wird also aufgefordert, pro unbesetztem Platz und Monat 50 Mark zu zahlen. Aber auch hier kennt das Gesetz eine sog. Härteklausel und läßt also zu, daß auf Antrag des betr. Betriebes die Ausgleichsabgabe herabgesetzt oder erlassen werden kann.

Anmerkung: Das neue Schwerbehindertengesetz bringt zum Teil neue Bestimmungen. An der Praxis ändert sich nichts.

Kinderaussagen (13jährige):

Frage: Welche Möglichkeiten hat ein Behinderter nicht:

Antworten:

Fußballspielen
Stabhochspringen
Mannequin
Tramper
Dressman
Schornsteinfeger
kann keinen Geschlechtsverkehr betreiben
kann nicht aufs Klo
kann nicht tanzen
keine Treppe hoch
kann nicht über einen Clown lachen
kann sich selbst nicht helfen
keine Straßenbahn
Federball
in Kaufhäuser gehen
kein Kleingolf
nicht Sackhüpfen
er kann sich über Tanz- oder andere Veranstaltungen nicht so richtig freuen
Mondfahrer
keine so gute Bildungsmöglichkeiten
er stößt auf Vorurteile
er kann sich in der Gesellschaft nicht so hoch einstufen wie Unbehinderte

Ein 13jähriges Mädchen schreibt:

Welche Möglichkeiten hat ein Behinderter nicht (Rollstuhlfahrer)?

Er kann nicht mit anderen spielen. Für sein weiteres Leben ist er sehr arm dran, er kann nicht so einen Beruf erlernen wie wir. Er wird auch bestimmt keine Frau bekommen, die ihn betreut oder die ihn durchs weitere Leben führt. Er kann auch nicht zu Veranstaltungen gehen und sich nicht darüber freuen, da er sein Leben lang gefesselt ist. Er lernt auch nicht das Zusammensein von Menschen. Er ist immer auf andere Menschen angewiesen, da er allein nicht leben kann. Für diese Menschen gibt es nichts Erfreuliches, sie können sich nicht so freuen wie wir.

Überblick in Zahlen

Zahl der Behinderten insgesamt: 6,4 Millionen
davon Kinder und Jugendliche bis 21 Jahre: 1,6 Millionen
Rollstuhlfahrer: 255 000

Jährlich scheiden 200 000 Menschen wegen Verkehrs- und Arbeitsunfällen, wegen Krankheit und Verschleißerscheinungen aus.
Jährlich werden 60 000 körperlich und/oder geistig behinderte Kinder geboren. Von den volksschulpflichtigen Kindern sind etwa 500 000 erheblich behindert.

Statistik Arbeitsunfälle und Berufskrankheiten

(Zahlen von 1971)

Gemeldete Unfälle und Krankheiten insgesamt: 2 586 718
davon tödlich: 6 640
das heißt: alle drei Sekunden ein Betriebsunfall,
jeder zehnte Beschäftigte verletzt oder getötet.

Betriebsärzte:
auf 1 417 328 Betriebe 1549 haupt- oder nebenberufliche Betriebsärzte; das heißt:
1 Arzt für 926 Betriebe.

Ein Betriebsarzt sollte:
mitwirken bei Planung, Ausführung und Unterhaltung von Betriebsanlagen, sozialen und sanitären Einrichtungen;
bei der Anschaffung von technischem Gerät, bei der Einführung von neuen Arbeitsverfahren und Arbeitsstoffen;
die Erste Hilfe organisieren;
mitwirken bei Arbeitsplatzwechsel und bei der Eingliederung von Behinderten;
das Einhalten des Arbeitsschutzes beobachten.

Zweiter Teil
Texte zur Integration und Sinnfrage

Udo Hoffmeister

Falsche Einstellungen lassen sich ändern

Ein Bericht

Es begann in einem chinesischen Restaurant. Im Frühjahr, wo alle Welt Urlaubspläne macht, beschlossen Hermann und ich, im Juli nach Fehmarn zu fahren.

Im Reisebüro saß ein langhaariges schlankes Mädchen, das uns viele Prospekte und ihr schönstes Lächeln schenkte. Unbeirrt wiesen wir sie jedoch auf einige Schwierigkeiten hin, die unser Urlaub zweifellos mit sich bringen würde. So z. B. läge ich in einem Rollstuhl vor ihr, gehörte also zu jener Kategorie von Menschen, vor denen sich ca. 45 % der Bevölkerung der BRD ekeln und ca. 90 % nicht wissen, wie sie sich ihnen gegenüber verhalten sollen. Wir brauchen also ein Zimmer zu ebener Erde oder ein Hotel mit Fahrstuhl. Sie lächelte immer noch. (Offenbar gehört sie keiner der genannten Prozentzahlen an.) Sie versprach, ihr möglichstes zu tun. Ihr Lächeln war wirklich bezaubernd, und wir dosierten unsere Wünsche so, daß noch viele Besuche nötig waren, um sie alle zu erfüllen.

Das Hotel war auch für einen Rollstuhlfahrer gut geeignet. Wir verlangten nach der Speisekarte. Die brachte uns Wiebke. Es war Liebe auf den ersten Blick. Ihr Gesicht strahlte immer, wenn sie uns sah. Schon in den ersten Tagen hatte sie uns offenbar ins Herz geschlossen und zu ihren Lieblingsgästen erklärt. Wir wurden stets zuerst bedient, sie kannte unsere Trinkgewohnheiten, und wir waren die einzigen, bei denen sie sich zutraute, abzurechnen und selbständig Essensbestellungen aufzunehmen. Wiebke war nämlich erst zwölf Jahre alt. Sie war ein fünftel der Familie, die in Wissers Hotel servierte, und hatte jetzt Ferien.

Auch die Hotelgäste gehörten anscheinend nicht zu den 45 %, denen ein behinderter Mensch Ekel einflößt. Sie verhielten sich während der ganzen Zeit des Urlaubs nicht außergewöhnlich befremdet.
Am Strand war das anders. Wir erreichten ihn täglich nach 3,5 km Fußmarsch. Das war die erste Hürde, die zweite war ein Strandkorb mit einem großen Schild mit der Aufforderung, Kurtaxe zu zahlen (25,– DM pro Person)! Wir machten zum erstenmal von den Privilegien eines Körperbehinderten Gebrauch, indem wir diese Aufforderung geflissentlich jeden Tag übersahen. Wir konnten nicht einsehen, daß wir die Vergnügungen einiger Kurgäste im Wellenschwimmbad, im Segeljachthafen und auf dem Minigolfplatz mitfinanzieren sollten, da wir keinen Gebrauch davon machen konnten. Man traute sich auch nicht, uns darauf anzusprechen.
Der Strand in Burg auf Fehmarn bietet viele Attraktionen: ein Kurhaus mit Spielmöglichkeiten für Kinder und Erwachsene, ein Freilandschachspiel, ein Meerwasserwellenschwimmbad und viele Restaurationen. Alles das ist nichts im Vergleich zu einem kleinen Mann im Rollstuhl, der noch dazu mit Oberhemd und Krawatte bekleidet, inmitten nackter hübscher oder nackter weniger hübscher Menschen steht, deren einige sich auch besser mit Oberhemd und Krawatte bekleidet hätten. Ich war ihnen immer etwas Neues. Sie hatten keinerlei Hemmungen, mich anzustarren. Ich mußte ernsthaft um ihre verdrehten Hälse fürchten.
Als Hermann in der Ostsee badete, scharte sich eine Reihe von Kindern um mich. Sie standen halbkreisförmig in respektvoller Entfernung. Ich lachte sie an, und sie kamen drei Schritte näher. Das mutigste Kind fragte mich, warum ich im Rollstuhl läge. Ich antwortete: »Weil ich nicht so laufen kann wie du.« Nun fragten alle auf einmal.

Nachdem ich ihre Neugierde befriedigt hatte, war der Fall für sie erledigt und ich nichts Außergewöhnliches mehr. Kinder ohne Erwachsene sind mit ihrer natürlichen Neugier völlig unkompliziert. Sind ihre Erzieher oder Erzeuger dabei, werden sie an den Armen gewaltsam fortgezerrt. Man bedeutet ihnen, nicht hinzusehen oder zu fragen, und so wird der Körperbehinderte in ihren Augen etwas Mysteriöses oder gar Furchteinflößendes. Ihre spätere Reaktion als Erwachsener erleben wir täglich.

Zwei Menschen, die später bestimmt nicht so reagieren werden, sind Heike und Bernd. Als wir am zweiten Morgen zur Haustür herauskamen, saßen sie auf der Wiese. Sie sahen uns mit großen Augen an. Ich fragte den größten der beiden, wie er hieße. Heike, antwortete er. Da wußte ich, daß es ein Mädchen war. Schnell war die anfängliche Schüchternheit überwunden. Heike und ich wurden dicke Freunde. Nach drei Tagen fragte sie mich, ob ich auch Füße hätte. Mein »Ja« genügte ihr nicht, und sie nahm mir die Decke von den Füßen und überzeugte sich selbst. Zufrieden meinte sie: »Die sind aber klein«, streichelte sie und deckte sie sorgsam wieder zu. Wir konnten nicht einkaufen gehen, ohne daß Heike und Bernd uns begleiteten. Erstaunlich war es, daß Heike sich sofort mit meiner Situation identifizierte. »Warum gucken die Leute so doof? Die tun so, als ob sie das noch nie gesehen haben!« Sicher hätte sie noch vor einer Woche selbst geguckt, als sie uns noch nicht kannte. Inzwischen waren wir ein Teil ihrer Umwelt geworden. Unsere Gespräche drehten sich schon nach kurzer Zeit um ihre kindliche Welt und auch um ihre Probleme, aber nicht mehr um mich und meine Behinderung.

Es war dort auch ein Freilandschachspiel mit halbmannshohen Figuren. Im Schachspiel stieg ich bald zum König der Spieler auf. In einem Anflug von Größenwahn wollte

ich einen Anschlag mit der Aufschrift: »Suche Schachpartner, spiele auch gegen Gruppen!« aushängen. Hermann hielt mich zurück und bewahrte mich vor der Blamage. Am Nachmittag fand ich meinen Partner. Es war ein zähes Ringen. Es dauerte Stunden! Ich gewann zwar, aber nur durch Zufall. Herr Kaiser kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu: »Spielen Sie im Club?« Ich antwortete: »Ja, Sie auch?« Von nun an spielten wir öfter.

Wenn man sich so richtig wohl fühlt, brütet man Ideen aus: Wir hatten auch eine! Nämlich eine Schiffsreise nach Nystett. Morgens um fünf standen wir auf. Es war mörderisch! Wir holperten über Kopfsteinpflaster zum Hafen und wieder zurück. Und das kam so: Es war schönes Wetter, und es hatten noch mehr Leute diese Idee. Deswegen hing da ein Schild »Ausverkauft«. Unverdrossen warteten wir, und Hermann erkundigte sich nach möglicherweise nicht abgeholten Karten. Die gab es auch. Da sah der Chef mich und den Rollstuhl. Da gab es keine mehr. Die Verantwortung sei zu groß, das Schiff zu voll, der Platz zu gering. Statt dessen schlug er vor, auf einem seiner Schiffe eine Fahrt um die Insel zu machen. Wir kochten beide. Jetzt hatten wir einen besonders klugen Einfall: Wir wollten im Reisebüro Karten kaufen und damit aufs Schiff gehen. Wir gingen also hin und ahnten nicht, daß der Mann vom Hafen auch im Reisebüro sitzt. »Sie wollten sicher mit uns wegen gestern sprechen!« Er führte seine Gründe noch einmal auf. Nun wollte ich wissen, ob er sich etwas besonders Kluges dabei gedacht hatte, statt einer Reise nach Dänemark nur eine Wasserfahrt anzubieten. Er hatte nicht. Nun war er aber bestrebt zu helfen und telefonierte nach Autopreisen. Die waren zu hoch. Da hatten wir wieder eine Idee. Die war besser. Wir ließen uns den Wagen aus Hannover, den wir für die Rückfahrt benötig-

ten, einen Tag früher kommen und fuhren damit ins Land des Käses und des Pornos.

Die Wochen der Erholung und Entspannung waren gleichzeitig ein Experiment gewesen. *Nach unseren Erfahrungen* – nicht nur in Fehmarn, sondern auch in anderen Orten bei vielen Gelegenheiten – *ändert sich das Verhalten der Umwelt einem Behinderten gegenüber sofort, wenn er seine passive Rolle aufgibt. Falsche Einstellungen lassen sich ändern, jedoch nur im direkten Kontakt,* und das Umfrageergebnis, demzufolge 90 % der Bevölkerung nicht wissen, wie sie sich Behinderten gegenüber verhalten sollen, verliert an Gewicht.

Helmut Peter

Warum nicht mal in die Luft gehen?

Ja, lieber Leser, warum eigentlich nicht? Das dachte ich mir auch, als ich an einem schönen Sommernachmittag dieses Jahres in der Nähe von Cuxhaven über mir – wie große Vögel – ruhig und majestätisch einige Segelflugzeuge ihre Kreise ziehen sah. Nachdem ich, was gar nicht so einfach war, durch Wald und Heide mit meinem PKW zum eigentlichen Segelflugplatz vorgestoßen war, sah ich mir die auf dem Boden stehenden Flugzeuge einmal aus der Nähe an, schaute einigen Starts und Landungen zu und lauschte den Erklärungen der zuvorkommenden und freundlichen Flieger des Cuxhavener Vereins für Luftsport. Als ich dann aber fragte, ob es nicht möglich wäre, mich einmal mit in die Lüfte zu nehmen, blickten sie doch etwas skeptisch. Daß jemand, der im Rollstuhl sitzt, mit einem ihrer Segelflugzeuge mitfliegen wollte, hatten sie wohl noch nicht erlebt – ich sah es ihren Gesichtern deutlich an. Schließlich wurde der Flugleiter herbeigerufen, und ich erklärte ihm, daß die einzige ›Sonderbehandlung‹, deren ich bedürfe, darin bestehe, mich ins bzw. aus dem Flugzeug zu heben.

»Na, dann versuchen wir es einmal!« wurde schließlich entschieden. Ich fuhr mit meinem Rollstuhl neben das Flugzeug, dessen Plexiglashaube abgenommen war, kräftige Fäuste packten mich, hoben mich hoch und höher und ließen mich von oben langsam auf den hinteren Sitz in die enge Kanzel hinab. Dann schnallte man mich fachkundig an, und damit meine Beine nicht etwa während des Fluges ohne meinen Willen Dummheiten machten, wurden auch sie entsprechend gesichert. Denn da das Flugzeug sonst

Schulungszwecken diente, waren auch an meinem Sitz Pedale vorhanden und eine ungewollte Betätigung hätte den Piloten und mich während des Fluges in die höchste Gefahr bringen können.
Jetzt stieg Klaus Eilts, der Pilot, dem ich mich für die nächste Viertelstunde anvertrauen wollte, zu. Er wollte mich »da oben einmal um so ein paar Ecken fliegen«, wie er sagte. Na, ich wußte gar nicht, daß es ›da oben‹ überhaupt Ecken gibt – man lernt eben nie aus! Die Plexiglashaube wurde auf die Kanzel gesetzt, das Seil der Motorwinde eingeklinkt, und es konnte losgehen. Plötzlich setzte sich das Flugzeug in Bewegung, wurde schneller und immer schneller, hob die Nase hoch in die Luft, und ich merkte, wie die Erde unter uns zurückblieb. Durch die rasende Geschwindigkeit und dadurch, daß das Flugzeug steil empor in den Himmel schoß, wurde ich auf den Sitz gepreßt und ich fühlte, daß mein Magen sich irgendwo in der Nähe meiner Knie (oder war er gar schon in den Fußspitzen?) aufhielt. Doch es ging immer höher. Ich hielt mich mit beiden Händen an den seitlichen Spanten fest und hörte, wie die Luft draußen an der Kanzel vorbeizischte.
Plötzlich ein Ruck, und das Flugzeug legte sich in die Waagerechte – das Kabel der Motorwinde war ausgeklinkt. Nun schwebten wir in etwa etwa 400 m Höhe dahin, und ich sah die Erde zum erstenmal aus der Vogelperspektive.

Elvira Crummenerl

Vor acht Jahren noch taub, heute hörend

Eine Elterninitiative

Sind Sie schon einmal einem Kind begegnet, das durch Sie hindurchschaut, als seien Sie gar nicht da?
Stumm und wie verloren geht es durch den Raum – vielleicht auf Zehenspitzen, die Ärmchen seitlich gehoben, als müßte es sein Gleichgewicht immer wieder auswiegen. Am Fenster bleibt es stehen, greift nach der Gardine, bewegt sie hin und her, immer wieder hin und her – ohne zu schauen, ohne einen Laut von sich zu geben. Es legt seinen Kopf auf die Fensterbank, preßt sein Ohr fest an und bumst mit der Hand auf das Holz, ohne daß sich in dem kleinen Gesicht etwas regt. Da liegt ein Klotz. Es läßt ihn herunterfallen, immer wieder.
Die Mutter tritt ins Zimmer. Das Kind wendet den Kopf nicht. »Dietrich«, ruft sie, »komm!« Das Kind rührt sich nicht. Die Mutter klatscht laut in die Hände und ruft noch einmal: »Komm!« Es antwortet nicht, auch nicht, als die Mutter zu ihm hingeht, seine Hand erfaßt und es zum Tisch führt. Es merkt nichts von dem, was um es herum geschieht. Automatenhaft läßt es sich auf einen Stuhl setzen und zurechtrücken. Auf dem Tisch liegt eine Banane. Das Kind greift nicht, schaut nicht, strahlt nicht. Die Mutter bricht ein Stück Banane ab und will es dem Kind in den Mund stecken. Jetzt zeigt das Kind eine ganz klare Reaktion: »Abwehr«. Es wendet den Kopf weg und preßt die Lippen fest aufeinander. Die Mutter muß den Kopf wieder herumdrehen, den Mund mit leichtem Druck öffnen, das Bananenstückchen hineinstecken, den Mund zudrücken und den Unterkiefer des Kindes hin- und herbewegen, einer Kaubewegung ähnlich. Wenn sie nicht auf-

paßt, läßt das Kind die Banane wieder herausfallen. Länger als eine Stunde dauert es, bis die Banane auf diese mühsame Weise vom Kind verzehrt wird. Was bedeutet ihm eine Banane oder etwas anderes, das man essen oder trinken kann? Das sind Fremdkörper, mit denen es nichts anzufangen weiß, denn es kann noch nicht bewußt schmecken und weiß auch nicht, warum man essen muß und daß man abbeißen und kauen kann.
Drei Jahre ist das Kind nun mit seinem kleinen Körper auf der Welt – und es hat alle Sinne –, aber es kann sie nicht einsetzen, weil nichts in sein Bewußtsein dringen kann. Es kann Wahrgenommenes nicht verarbeiten, denn es ist ein autistisches Kind. Alles, was um das Kind herum an Bewegung und Geräuschen da ist, ist ihm genauso fremd und unheimlich wie das Stück Banane, das es nicht annehmen möchte. Und darum hat es vor allem Angst und ist oft so unruhig – erethisch nennt es der Fachmann – und es schreit so entsetzlich, wenn etwas Neues, Unbegreifliches auf sein kleines Selbst eindringt. Es ist so völlig allein und schutzlos allem ausgeliefert, denn es weiß auch nicht, daß da die Mutter ist, die es so sehr liebt.

Acht Jahre später!
Wieder steht das Kind am Fenster. Es schaut auf die Straße, dort fahren Autos. Es verfolgt sie mit seinen Augen. Die Tür öffnet sich. Das Kind dreht sich nach dem Geräusch um, die Mutter betritt das Zimmer. Es beobachtet, was die Mutter tut. Sie geht in die Küche, das Kind läuft hinter ihr her. »Dietrich, hol Teller und Messer«, spricht die Mutter. Und das Kind geht zum Schrank, holt den Teller, sucht ein ganz bestimmtes Messer, bringt beides zum Tisch. Die Mutter trägt Wurst und Brot zum Tisch, das Kind holt, was noch fehlt. Es schmiert sich sein Brot, wählt zwischen verschiedenen Wurstsorten, entscheidet

sich, zerteilt mit Hilfe der Mutter das Brot und ißt allein, d. h. es hält das Brot, beißt ab, kaut, schluckt. Das Brot ist verzehrt, es möchte mehr. Selbständig greift es zum Brot, zum Messer, schmiert von neuem, es kann sich helfen.
Nichts entgeht seinen flinken Augen. Da fällt der Mutter der Apfel aus der Hand. Sofort bückt sich das Kind, sucht den Apfel, sieht im Vorbeihuschen, daß die Mutter den Schuh offen hat, geschickt macht es Knoten und Schleife am Schuh der Mutter und sucht weiter nach dem Apfel, findet ihn, hebt ihn auf, gibt ihn der Mutter. »Gut«, sagt die Mutter und streicht ihm über die Haare. Das Kind lächelt.
»Apfel, sprich Apfel«, die Mutter hält den Apfel mit der linken Hand auffordernd dem Kind entgegen, sie öffnet ihren Mund, legt den Zeigefinger ihrer rechten Hand auf die heruntergedrückte Zunge, sagt A,
sie macht den Mund zu, legt die Faust der rechten Hand vor den Mund, macht P,
sie legt den Zeigefinger gestreckt vor die Lippen, macht F, sie legt den Zeigefinger neben die Lippen, sagt E, sie legt den Zeigefinger über die Lippen, die Zunge schnellt heraus, sagt L –
und das Kind ahmt die Gebärde und mit der Gebärde den Laut nach.
Der Anfang der bewußten Lautäußerung ist erreicht.
Es ist unser Kind. Zwischen beiden Bildern liegen acht Jahre harter Arbeit – das Ringen um das Bewußtsein unseres Sohnes. Die Jahre sind doppelt schwer, weil wir allein sind und unseren Weg ohne fachliche Hilfe gehen müssen. Bestätigung gibt es zunächst nur durch die am Anfang winzigen Fortschritte unseres Kindes.
Dann kommt der Herbst 1967. Ein Brief flattert ins Haus. Er ist von einer Mutter aus England, die das gleiche Schicksal hat: ein autistisches Kind zu haben. Irgendwie

hat sie unsere Adresse bekommen und sie berichtet, daß es in England Schulen für autistische Kinder gibt und daß eine Elternvereinigung besteht, die *National Society für Autistic Children in London.*
Und wir erfahren, daß es in den *USA,* in Australien, Frankreich, Südafrika, Dänemark und Irland bereits ähnliche Vereinigungen gibt. Wir sind nicht mehr allein, das macht Mut. Und eines Tages, vor einem Jahr, mache ich die unbegreifliche Feststellung: Dietrich hört akustisch gut, er kann nach Gehör schreiben und Geübtes schriftlich beantworten – und er kann rechnen.
Wenn wir auch die Schritte noch klein und überschaubar halten müssen, aber das Tor zur Welt hat sich ein Stück erschlossen.

Senta Ulitz-Weber

Nachbarschaftshilfe als Therapie

Beobachtungen über die Eingliederung eines geistig behinderten Kindes in einer Großstadt:

Als die Eltern des Kindes zusammen mit zwei das Gymnasium besuchenden Söhnen in einen Häuserblock eines gutbürgerlichen Wohnblocks gezogen waren, hatten sie den Entschluß gefaßt, ihr Kind von nun an nicht zu isolieren. Schon am Tage des Einzugs hatten sie das Mädchen mit dem übergroßen Kopf und den sonderbar gestellten Augen hinunter in den Hof zu den Sandkästen und den Turngeräten geschickt, und alsbald hatten von den vierzig Mietparteien dieses Blocks nahezu alle Familien mit Abwehr reagiert, denn ihre Kinder waren gesund. Den eigenen Kindern war der Umgang »mit solch einem Kinde« gewiß nicht zuzumuten. So mißtrauisch hatten in diesem Häuserblock die anderen Mütter mit Gefahren gerechnet, daß sie Monate hindurch eingriffsbereite ›Patrouillen‹ in den Hof hinunterschickten, die das Mädchen scharf im Auge behielten. Zwei Mädchen, zehn und elf Jahre alt, hatten sich von sich aus zu Beschützerinnen des Mädchens gemacht, und das Kind (das überraschte alle noch immer feindseligen Beobachter) revanchierte sich auf unerwartete Weise. Es folgte den beiden in komischen und zugleich rührenden Sprüngen. Es strahlte sie an und streichelte sie scheu und hatte seine Zuneigung (»So klug kann solch ein Kind sein ...?«) auch auf die Mutter der beiden Mädchen übertragen. Ihnen lachte es zu, bei ihnen machte es einen unbeholfenen Knicks, das sahen auch die anderen Frauen.

Noch mehr war im Verlauf der folgenden Monate zu be-

obachten: Den geduldigen Mädchen, die sich zu seinen Lehrerinnen gemacht hatten, war es gelungen, dem Kind das Mitspielen beizubringen und das Einfach-darauf-los-Hauen abzugewöhnen. Sie sangen mit ihr, sie zeigten ihr, wie man im Sande Linien zieht und Zahlen malt. Sie nahmen sie zum Briefkasten mit, und dann durfte sie unter ihrer ›Aufsicht‹ allein über die Straße, allein einen Brief in den Kasten werfen. Nach drei vollen Jahren war es möglich geworden, daß sie gemeinsam mit allen anderen Kindern im Hof zurückbleiben konnte, so daß ihre Mutter endlich einmal allein in die Stadt fahren konnte. Auch war es nicht mehr ungewöhnlich, daß sie sich in den Aufgängen des Häuserblocks auskannte und es wagen durfte, an sechs oder acht Türen zu läuten. Man ließ sie ein, man hatte nichts dagegen, daß sie sich neben die gesunden Kinder, die ihre Schularbeiten machten, setzte. Auch sie durfte »abbeite«, man gab ihr einen Stift und Papier. Sah sie nicht glücklich dabei aus? War es nicht nahezu beschämend, wie anhänglich, wie dankbar sie war? Denn ›solche Kinder‹ können um vieles inniger zeigen als ihre gesunden Kameraden, wie gut es ihnen tut, daß man gut zu ihnen ist.

Falsches Mitleid

Schülerzeitung der Schule für Körperbehinderte in Bochum

Statt der bisherigen Weihnachtsfeier fand am 5. 7. zum ersten Male unser Sommerfest statt. Da Petrus es gut mit uns meinte, konnte es draußen und im Gebäude stattfinden. Um 14.30 Uhr ging es los. Es waren auch Reporter von den Zeitungen Ruhrnachrichten und WAZ da. Aber anstatt sich bei uns zu informieren, schrieben z. B. die Ruhrnachrichten: »Bei lustigen Spielen vergaßen die Kinder der Schule für Körperbehinderte für einige schöne Stunden ihre Leiden.« Da wir aber nicht sitzen und leiden, sondern genauso wie die Kinder und Jugendlichen in den anderen Grund- und Hauptschulen leben und arbeiten, waren wir sehr entrüstet über diese Meldung.

Ich leide an Hydrocephalus

Bericht einer Erwachsenen

Ich wurde 1940 geboren, bin also jetzt 33 Jahre alt. Es gäbe ein unvollständiges Bild, wenn ich nur über meine Erkrankung an Hydrocephalus berichte. Auch ist mir eine Abgrenzung zu anderen Krankheiten nicht immer möglich.

Meine Krankheitsgeschichte

1944 – ich war also vierjährig – suchten meine Eltern mit mir den Augenarzt auf, weil ich stark *schielte*. Ich sträubte mich aber so sehr gegen die Untersuchung, daß man damals auf konkrete ärztliche Maßnahmen verzichtete. Meine Eltern erhielten die Auskunft, man könne ohnehin erst ab dem 12. Lebensjahr an eine Schieloperation denken.
Als ich 1952 – nun zwölfjährig – in der Augenklinik vorsprach, stellte man *Toxoplasmose* fest. Auf dem linken Auge konnte ich schon immer schlecht sehen, aber nun war es zu spät, das Augenlicht des linken Auges dauerhaft zu retten. Es wurde nur noch eine Schönheitsoperation (wegen des Schielens) durchgeführt. Heute bin ich *auf dem linken Auge blind.*
Ferner wurde 1952 mein Kopf als zu groß empfunden. Röntgenaufnahmen, die man deshalb erstellte, ließen *Kalkherde im Kopf* erkennen. Eine Behandlung der Toxoplasmose gab es noch nicht.
1959 heiratete ich. Ich war nun neunzehnjährig. 1960 wurde unser ältester Sohn ohne Komplikationen geboren.

Der Sohn ist gesund und intelligent. Noch im Jahre 1960 wurde ich wegen Gebärmuttersenkung operiert. Schmerzen in der Wirbelsäule, speziell in der Lendengegend, traten ebenfalls 1960 auf. Sie waren auf einen Sturz bei Glatteis während der Schwangerschaft zurückzuführen. Eine Behandlung ohne Operation war zunächst erfolgreich.

Anfang 1962 kam unser zweiter Sohn ebenfalls mit einer normalen, leichten Geburt zur Welt. Während dieser Schwangerschaft begann ich häufiger unter *Kopfschmerzen* zu leiden, die ich auf das Wetter, auf Aufregungen u. ä. zurückführte und denen ich sonst keine Bedeutung beimaß.

Im Herbst 1962 wurde *eine weitere Augenkorrektur* mittels Schieloperation notwendig und durchgeführt.

Wieder begannen Wirbelsäulenschmerzen. Bei meinem Sturz 1960 mußte sich von einem *Wirbel ein Knochenteilchen abgesplittert* haben, das inzwischen verknorpelt war. Deshalb kam es 1963 zur Operation, wobei dieser Knochensplitter entfernt und die Bandscheibe als gesund belassen wurde.

Nach dieser Operation wurden meine *Kopfschmerzen* immer anhaltender und heftiger. Ich erinnere mich, daß ich überdies bereits im Spital beim Lesen Schwierigkeiten hatte, weil ich *immer undeutlicher sah* und die Bilder verschwammen. Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus (im April 1963) wurde mein Sehvermögen immer schwächer und führte fast zu einem schweren Unfall auf der Straße. Ich lief, mit meinen Kindern an den Händen und im Kinderwagen, in die Fahrbahn eines Lastwagens, ohne daß ich ihn wahrgenommen hatte. Ein Passant zog uns buchstäblich in letzter Sekunde zurück.

Meine *Kopfschmerzen* hielten schließlich Tag und Nacht an. Oft glaubte ich, es einfach nicht mehr aushalten zu

können. Zudem *ließ mein Sehvermögen dermaßen nach*, daß ich schließlich die Augenärztin aufsuchte, die ich bereits von meiner ersten Schieloperation im Jahre 1952 her kannte. Sie stellte eine *Stauungspapille* fest.
Noch im April 1963 wurde ich wegen *Hydrocephalus* operiert, d. h. ich bekam eine *Drainage* (Ableitung der Gehirnflüssigkeit) vom Kopf zum Herz gelegt. Bevor jedoch der endgültige Shunt (Ableitung) gelegt wurde, waren umfangreiche Untersuchungen erforderlich. Dabei ist mir die *Luftfüllung* als *besonders schmerzhaft* in Erinnerung. Die Anbohrung meiner Schädeldecke und Anlegung eines temporär notwendigen Außenventils zur schnellen Druckbehebung erschienen mir vergleichsweise harmlos.
Vor Legung des Dauershunts trat *sehr hohes Fieber* auf. Ich wurde mit den Sterbesakramenten versehen, was ich erst später realisierte und was bei mir nachträglich zu einem schweren Schock führte. – Nun, ich überlebte, und meine Kopfschmerzen hatten aufgehört.
Im Dezember 1965 wurde – auf ärztliche Empfehlung im Hinblick auf Toxoplasmose und Hydrocephalus – eine *Schwangerschaft abgebrochen.* 1966 nahm ich neben meiner Hausarbeit in der Familie noch halbtags eine praktische Tätigkeit auf, die lediglich durch eine *Blinddarmoperation* mit Komplikationen unterbrochen wurde.
1967 stürzte ich – wieder bei Glatteis – auf den Hinterkopf. Eine halbe Stunde nach dem Sturz fiel ich in eine sechs Stunden andauernde *Bewußtlosigkeit.* Ein Arzt vermutete einen epileptischen Anfall, wogegen ich mich entschieden wehrte und wodurch ich mich herausgefordert fühlte. In Wirklichkeit wurde bei diesem Sturz *das Ventil der Drainage zerstört* – aber das stellte sich erst mit der Zeit heraus, weil die Drainage nicht mehr zuverlässig arbeitete. Zunächst vermutete man eine schwere Gehirner-

schütterung. Ich nahm trotzdem meine Arbeit wieder auf. Aber nun setzten *wieder Kopfschmerzen* ein.
Weil meine Kopfschmerzen an Intensität zunahmen und sich meine Gesamtverfassung wesentlich verschlechterte, kam es zur *Revision des Drainagesystems.* Die Operation verlief ohne Komplikationen. Schon nach neun Tagen kehrte ich heim, fühlte mich aber noch matt und schwach. Erst nach weiteren acht Wochen war ich wieder arbeitsfähig. Ich arbeitete weiterhin halbtags, versorgte nebenher eine kranke Nachbarin und versah meinen Vier-Personen-Haushalt, was teilweise sehr schwere körperliche Arbeit verlangte.
Zu Beginn des Jahres 1969 *fing meine rechte Hand an, kraftlos* zu werden. Ab März wurde ich wegen starker Schmerzen in dieser Hand ärztlich behandelt. Im November 1969 mußte ich schließlich meine Halbtagsarbeit aufgeben, weil sich die Hand nicht kräftigte. Dieses Leiden wurde auf *eine Nervenwurzel-Reizerscheinung im Bereich der Halswirbelsäule* zurückgeführt, was durch Hantieren in Wasser entstanden sein sollte. Eine Spezialbehandlung im Krankenhaus brachte aber auch keinen Erfolg, weshalb ich 1970 an der Halswirbelsäule operiert wurde. Durch anschließende Spezialbehandlungen und Massagen kräftigte sich meine Hand dann wieder.
1971 begannen meine *Bandscheiben-Beschwerden* in der Lendengegend wieder (weshalb ich 1963 operiert worden war). Die Schmerzen zogen sich nun von der Hüfte aus bis zum rechten Bein. Von einer erneuten Operation wurde im Hinblick auf die zahlreichen vorangegangenen Operationen zunächst abgesehen.
Anfang 1973 wurde diese Operation dann doch unerläßlich. Jetzt ist mein rechtes Bein noch relativ kraftlos, doch kräftigt es sich durch regelmäßiges Training ständig.

Persönliches

Mein erster Sohn ist gesund und intelligent, hingegen mein zweiter Sohn mein Sorgenkind. Der Bub hat Mühe beim Lernen und besucht eine Sonderschule. Er ist ungewöhnlich sensibel und braucht sehr viel Schlaf.
Meine Ehe zerbrach am Unverständnis meines Mannes und seiner Verwandten. Hingegen hatte und habe ich einen festen, verständnisvollen und hilfsbereiten Rückhalt bei meinen Eltern und meinen Geschwistern. Ich weiß nicht, wie ich ohne deren tatkräftige Unterstützung die schweren Zeiten gemeistert hätte. Ob es die Betreuung meiner Kinder während meiner Spitalaufenthalte war, ob es die Möglichkeit ist, vorübergehend bei ihnen Zuflucht zu suchen – immer halfen sie mir über die Zeit hinweg, die ich brauchte, um wieder eigene Kräfte zu schöpfen für einen neuen Anfang.
Langfristig denke ich an eine Berufsausbildung als Schwesternhelferin, denn es drängt mich, meinen kleinen Leidensgenossen zu helfen.

Beschwerden im Zusammenhang mit meinem Hydrocephalus

Ich fühle mich im großen und ganzen gesund. Allerdings bin ich häufig müde und schlapp, sehr sensibel und oft leicht erregbar.
Niemand – und auch kein Arzt – konnte mir sagen, ob mein sehr niedriger Blutdruck mit dem Hydrocephalus zusammenhängt. Ich bekomme Tabletten zur Förderung der Durchblutung, und mein tägliches Wohlergehen ist oft von diesen Tabletten abhängig. Mein Herz ist gesund. Gelegentlich spüre ich nervöse Herzbeschwerden.
Mein Kopfumfang beträgt 60 cm und ist damit größer als

normal. Dennoch hatte ich nie das Gefühl, mein Kopf sei zu schwer oder in irgendeiner Weise hinderlich. Am wohlsten fühle ich mich in Gegenden, die zwischen 600 und 1000 m ü. Meer liegen.

Ab und zu leide ich unter bestimmten Umständen an Kopfschmerzen, was einen Überdruck anzeigt. Diese Umstände sind

- Aufregungen
- Wetterumschwung (speziell bei Föhnlage)
- grippeähnliche Infektionen (für die ich sehr empfänglich bin)
- intensive Sonnenbestrahlung (ich schütze mich mit Erfolg durch ein Kopftuch oder einen Hut dagegen)
- große Hitze (dann bin ich zunächst kribbelig, später unruhig und depressiv und kann auf Kopfschmerzen warten)
- Alkoholgenuß (an sich habe ich Alkoholverbot, sofern es sich nicht um absolut naturreinen Wein handelt).

Ferner muß ich allgemein das Tanzen meiden, weil ich beim Drehen schwindlig werde.

Ich unterscheide zweierlei Arten von Kopfschmerzen. Stark sind die Kopfschmerzen, die vom Nacken her über den Hinterkopf heraufziehen. Oft habe ich dann das Gefühl, mir zerspränge der Kopf. Ich habe gegen diese Kopfschmerzen spezielle Schmerztabletten. Diese nehme ich dann ein und lege mich hin.

Die andere Art der Kopfschmerzen, die örtlich z. B. um die Augen herum, an der Stirn oder am Oberkopf auftreten, sind harmlos.

Manchmal drückt mein Ventil unter heftigen Schmerzen so, als ob es zu prall gefüllt sei. Diese Erscheinung ist manchmal mit, ebenso gut aber auch ohne Kopfschmerzen verbunden. Sie kommt aber sehr selten vor. In der Regel spüre ich das Ventil und die Drainage gar nicht.

Unterdruck äußert sich durch eine unbeschreibbare Leere im Kopf. Dieser Zustand kommt gelegentlich wie aus heiterm Himmel. Und dies ist dann meine ärztlich empfohlene Gegenmaßnahme: Ich lege mich quer über das Bett und hänge meinen Kopf sekundenlang über die Bettkante, bis ich den Druckausgleich spüre. Danach bringen mich einige Minuten der Ruhe in flacher Lage auf dem Bett wieder ins Gleichgewicht.
Über- und Unterdruck sind gelegentlich von Übelkeit begleitet.
Auf Kälte reagiert mein Kopf neutral. Wegen meiner Durchblutungsstörungen friere ich aber rasch. Sobald aber Wind herrscht, reagieren meine beiden am Kopf befindlichen Bohrlöcher empfindlich mit Schmerzen. (Diese Bohrlöcher stammen von den Voruntersuchungen im August 1963.) Ein Kopftuch bei Wind schützt sie jedoch mit Erfolg.

Empfehlungen an Eltern von Hydrocephalus-Kindern

Ich empfehle allen Eltern, ihre Kinder, die wegen Hydrocephalus eine Drainage tragen, auch bei nur harmlosen Stürzen auf den Kopf dem Spezialarzt vorzuführen, da immer der Verdacht auf Verletzung des Drainagesystems besteht.
Sobald die Kinder selbständig ihre eigenen Wege gehen, sollten sie einen Notfall-Paß oder ein Notfall-Medaillon bei sich tragen. Dort sollten sich leicht Hinweise auf die Drainage und den Behandlungsort finden lassen. Durch eine falsche Diagnose z. B. nach Unfällen kann sonst viel kostbare Zeit verstreichen oder gar eine falsche ärztliche Maßnahme ergriffen werden.
Die Kinder sollten stets regelmäßig und pünktlich zu den Kontrolluntersuchungen gehen. Und vor allem: Diese

Kinder sind besonders sensibel und brauchen auch besonders viel Liebe und Verständnis, ganz besonders ein immerwährendes Gefühl der Geborgenheit – wenigstens im Elternhaus. Niemand weiß, wie viele Operationen den Kindern noch bevorstehen, welche Komplikationen auf sie warten und ob sie je zu denen gehören, die einmal als geheilt aus der ärztlichen Betreuung entlassen werden können. Wird die Umwelt ihnen je das ihnen zukommende Verständnis aufbringen? Vielleicht bleibt die Erinnerung an den Halt im Elternhaus dereinst der einzige Halt im Leben.
Großen körperlichen Belastungen dürften die Kinder nur ganz selten gewachsen sein. Anstrengender oder gar gefährlicher Sport ist besser ganz zu meiden. Ich fahre aber munter auf meinem Fahrrad und lasse mich von meinen Söhnen im Schwimmen unterrichten, was mir gut bekommt.
Im übrigen dürfen die Kinder wohl mit einem normalen Leben rechnen, sofern sie rechtzeitig operiert werden konnten und gut betreut worden sind.

Zum Schluß

Ich glaube, ich hatte großes Glück mit meinen Ärzten, von denen ich mich wirklich betreut fühle und denen ich mein volles Vertrauen entgegenbringe. Mir fiel immer die reibungslose Zusammenarbeit und Teilnahme an meinen Problemen auf. Dafür bin ich sehr dankbar.
Einmal fragte man mich, was ich wohl am schwersten ertrage, nämlich die Belastung meiner Gesundheit durch die häufigen Operationen, die Tatsache, daß ich Zeit meines Lebens eine Drainage tragen muß oder aber meine privaten Probleme. Ich antwortete, daß mich private Probleme am meisten bedrücken.

gusti steiner

vorüberlegung zur arbeit mit behinderten

1.0 allgemeine grundlagen der arbeit

die gruppe sollte zu einer basis der behindertenarbeit werden, die über vereins- und verbandsgrenzen der behindertenorganisationen hinausgreift.
1.1 gruppenzusammensetzung: integriert
1.2 aufgabe: arbeit *durch*, nicht *für* behinderte
ziel: – weckung von emanzipationswünschen bei behinderten
– schaffung von möglichkeiten und gelegenheiten, diese wünsche durch die entfaltung der aktivität behinderter Menschen zu realisieren.

2.0 anfangsphase

2.1 die mitglieder der gruppe lernen sich kennen
2.2 verbalisierung der eigenen lebenssituation
ziel: überwindung der individuellen isolation – kontaktnahme.

3.0 arbeitsphase

3.1 reflexion der lebenssituation behinderter allgemein
daraus könnte sich ergeben:
- gegenüberstellung von wirklichkeit und möglichkeiten
- informationsbedürfnis wird geweckt (wie ist die lage behinderter in anderen ländern? – man beschafft informationsmaterial – schriften und filme über skandinavien, holland, england usw.).

ziel: – erkennen des eigenen standorts
– erste versuche, eigene bedürfnisse zu erkennen

- befriedigung des eigenen informationsbedürfnisses durch organisieren der damit zusammenhängenden probleme.

4.0 fortgeschrittene arbeitsphase

4.1 verarbeitung der information
4.2 verknüpfung mit der eigenen existenz
4.3 formulierung der sich daraus ergebenden bedürfnisse
4.4 was steht einer verwirklichung dieser bedürfnisse im wege?
daraus könnte sich ergeben:
- überlegungen, wie sich die eigenen bedürfnisse befriedigen ließen
- außenkontakte: man lädt ›fachleute‹ von außen ein und diskutiert notwendige fragen
  - bauliche hindernisse
  - wohnprobleme
  - probleme am arbeitsplatz
  - probleme in der familie
  - stellung des behinderten in der gesellschaft
  - körperbehinderte und sexualität usf.

ziel: – selbstorganisation gezielter eigenaktivität.

5.0 aktionsphase

5.1 man erarbeitet vorstellungen, was zu tun wäre, um die lebenssituation zu ändern
5.2 man plant und organisiert gemeinsame aktionen
- geselliger art (ferienfreizeiten, öffentlichkeitsarbeit, private wohngemeinschaft usw.)
- gesellschaftspolitischer art (einwirkung auf die gesellschaft mit dem ziel der integration behinderter).

ziel: – übergang vom *objekt* der fremdbestimmung zum *subjekt* eigenen handelns.

die einzelnen phasen können untereinander verschwimmen, übergangslos ineinandergreifen, übersprungen werden, oder aber das ganze projekt kann, da gruppenprozesse in starrer weise nicht vorprogrammiert werden können, völlig abweichend von diesen vorstellungen verlaufen.

Gesetzliche Hilfsmöglichkeiten

Empfänger der Hilfen

Hilfen können ohne Rücksicht auf die Ursache der Behinderung erhalten:
Personen mit körperlichen Behinderungen (z. B. Beeinträchtigung der Bewegungsfähigkeit, Fehlen von Gliedmaßen, Fehlbildungen von Gliedmaßen, Lähmungen, Folgeerscheinungen von Hirnschäden, Rückgratverkrümmungen, Hüftgelenkschäden),
Personen, die blind oder wesentlich sehbehindert sind,
Personen mit Gehörschäden oder Sprachstörungen,
Personen, die geistig behindert sind,
Personen mit seelischen Behinderungen oder Störungen,
Personen, bei denen eine der genannten Behinderungen einzutreten droht.

Aufgabe der Hilfe

Die Hilfe soll
drohenden Behinderungen vorbeugen,
vorhandene Behinderungen heilen oder bessern,
die Folgen der Behinderungen beseitigen oder mildern,
dazu beitragen, daß die Behinderten am Leben in der Gemeinschaft teilnehmen können, soweit die Behinderung dies zuläßt, vor allem, daß sie einen Beruf oder eine sonstige Tätigkeit ausüben können.

Kostenträger

Welche Stelle im Einzelfall für die Durchführung der Maßnahmen und die Übernahme der Kosten zuständig ist, ist für den Behinderten mitunter schwer zu übersehen. *Daher hat das Gesundheitsamt die Aufgabe – die Zustimmung des Behinderten oder seines Personensorgeberechtigten vorausgesetzt –, mit dem für die Hilfeleistung zuständigen Sozialleistungsträger Verbindung aufzunehmen. Dieser leitet dann die notwendigen Maßnahmen ein.*

Vor allem kommen folgende Leistungsträger in Betracht:

1. gesetzliche Krankenkassen und Ersatzkassen,
2. gesetzliche Unfallversicherungsträger (insbesondere Berufsgenossenschaften), die den Versicherten bei Arbeitsunfällen oder bei Berufskrankheiten Leistungen gewähren,
3. Landesversicherungsanstalten, die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte oder die Bundesknappschaft, soweit die Behinderten entweder selbst rentenversichert oder als Angehörige oder Hinterbliebene rentenversicherter Personen leistungsberechtigt sind,
4. Versorgungsämter, Hauptfürsorgestellen, Fürsorgestellen für Kriegsopfer, die Kriegsbeschädigten sowie Beschädigten mit Anspruch nach dem Häftlingshilfegesetz, dem Soldatenversorgungsgesetz und dem Gesetz über den zivilen Ersatzdienst Leistungen gewähren,
5. Arbeitsämter, die außer der Berufsberatung und der Arbeitsvermittlung besondere Maßnahmen zur Arbeits- und Berufsförderung Behinderter, vor allem Ausbildung, Fortbildung und Umschulung durchführen, soweit nicht die zuvor genannten Leistungsträger in Frage kommen,
6. Träger der Sozialhilfe, soweit keiner der vorgenannten

Leistungsträger oder kein anderer Leistungsträger für die Hilfegewährung zuständig ist.

Steht nicht fest, welcher Leistungsträger für die Hilfe zuständig ist, duldet aber die Hilfe keinen Aufschub, hat zunächst der Träger der Sozialhilfe die notwendigen Maßnahmen einzuleiten. Bei Maßnahmen der beruflichen Bildung (Ausbildung, Fortbildung, Umschulung) ist das Arbeitsamt zur Voraushilfe verpflichtet.

Was der Nächste nötig hat: Der Sinn des (behinderten) Lebens

Tonbandprotokoll aus einem Heim

Ich habe eine Zeit die Hausandachten besucht, aber es wird ja niemand dazu gezwungen, ich bin lange nicht dagewesen... Früher hatte ich den Eindruck, daß man es in dieser Art, wie man es gemacht hat, merkte, daß man Behinderter ist, in einem Haus, wo man gut aufgehoben ist. Das wurde in dieser Andacht immer schön nahegebracht.

– Man ist vom »Herrn« auserkoren, Behinderter zu sein.

– Das ist ein Spruch, den wir hier zu hören gekriegt haben. Ich habe ja meine Konfirmandenstunden hier bekommen, bin hier eingesegnet worden, und da wurde mir in einer Konfirmandenstunde im Unterricht gesagt, als wir ganz natürlich von der Sache her fragten – da ging es also darum, irgendsoein Gebot, die Sünde der Väter heimzahlen ins tausendste Glied und solche Sachen da – und da sagten wir denn: Für welche Sünden sind wir denn wohl bestraft? In unserer Unwissenheit fragten wir ganz offen, und da kriegte ich als Antwort, das weiß ich heute noch: Ihr seid die *auserwählten Werkzeuge Gottes*. Da hats mir oben gestanden, da hab ich nie mehr gefragt.

– Hier in diesem Haus bin ich zuerst regelmäßig zur Andacht gegangen am Abend. Und zwar fand sie abwechselnd einmal auf der Frauenstation statt, einmal auf der Männerstation. Bis unsere Stationsleitung auf die Idee kam, einer Zimmerkameradin und mir zu sagen: Ihr geht

heute nicht zur Andacht! Auf meine Rückfrage, warum?: Ja, die ist heute auf der Männerstation, und das möchte ich überhaupt nicht, daß ihr da runtergeht. Ja, zur Andacht auch nicht? Ich war sechzehn! Nein! Ich sollte nur noch zur Andacht gehen, wenn sie auf der Frauenstation stattfinden. Und da hab ich gesagt: Ja, wenn Sie meinen, wann ich zur Andacht gehen soll, dann laß ich es doch lieber ganz. Fortan ward ich nicht mehr gesehen.

– Gerade in dieser christlichen Institution, wie diese eine ist, ist mir das Zur-Kirche-Gehen sehr verleidet worden, und zwar von meiner Kindheit: Als wir auf der Schulstation zur Schule gingen, da fing der Morgen an, vorm Frühstück, mit einer Andacht, es wurde regelmäßig bei allen Mahlzeiten gebetet, abends beim Zubettgehen gab es wieder eine Andacht, dann mußte man in den Religionsunterricht, in den Vorkonfirmandenunterricht zwei Jahre lang, ein Jahr lang in den Hauptkonfirmandenunterricht. Jeden Sonntag in den Kindergottesdienst oder in die Kirche. Und als ich das dann nicht mehr mußte, da wollte ich auch nicht mehr. Und dann noch immer die Predigt, daß wir die Auserwählten sind, damit konnte ich mich gar nicht befreunden.

– Ja, der Lebenssinn, das ist wirklich eine schwierige Frage. Ob das Leben so, wie es von uns gelebt wird, einen Sinn hat. Mit der Behinderung fertig zu werden – sagen andere. Aber ich selbst meine, man wird nie damit fertig. Denn es fehlt ja alles, was ein Gesunder hat. Er kann sich eine Familie gründen. Er kann alles tun für seine Kinder. Das halte ich eigentlich für den Sinn des Lebens. Man kann natürlich sich geistig beschäftigen, gut, aber dazu müßte man andere Möglichkeiten haben.

– Ich glaube überhaupt, wenn man nach dem Sinn des Lebens fragt, dann müßte man zuerst einmal fragen, was gibt überhaupt die ganze Vorstellung vom Leben auch für andere einen Sinn. Wenn einer eine Familie hat, dann ist er doch nur bestrebt, für diese Familie zu sorgen, dann ist sein Leben auf die Familie eingestellt.

– Es gibt aber auch viele Leute, die sind ohne Familie. Ich glaube eben, man sollte doch hier bei uns noch etwas anderes sehen. Erstens ist es schon einmal die Behinderung selbst, damit fertig zu werden, daß wir darin erst einmal einen Sinn sehen, ob es sich überhaupt lohnt, mit einer solchen Behinderung zu leben, ob es einen Sinn hat, so ein Leben zu erhalten und weiterzuführen. Ich sage ja, wenn der Mensch damit fertig werden kann, muß man ihn aber auch weitgehend darin unterstützen, daß er den Sinn auch sinnvoll einsetzen kann, eben daß man ihm die Möglichkeit gibt, weitgehend für sich selbst zu sorgen, daß er sich nicht überflüssig fühlt und kein nutzloses Glied der Gesellschaft bleibt, daß er eben den Sinn seines Lebens wirklich begreift und erkennt.

– Sie müssen sich einmal vorstellen, wenn einer jetzt im Kindesalter schon krank ist, er kann nicht so die Schule besuchen, er kann sich nicht so entwickeln. Er hat nicht die Möglichkeiten, soviel zu lernen. Sehen Sie, bei mir ist das anders. Ich bin viel später krank geworden. Ich habe bis zu meinem 25. Lebensjahr draußen gelebt. Ich habe einen Beruf gehabt und ich habe fast schon ein halbes Leben mitgekriegt. Ich bin dann erst in diese Gemeinschaft hineingekommen. Das ist natürlich dann schwer, sich hineinzufinden und alles. Aber ich glaube, das war eben damals das Allerschlimmste, damals noch einen Sinn zu sehen, ob es überhaupt noch lohnt.

– Ich muß ehrlich sagen, ich habe mir bisher noch keine wesentlichen Gedanken über den Sinn meines Lebens gemacht. Ich bin bisher an meiner Behinderung nicht verzweifelt und bin nach außen hin recht gut damit fertig geworden und muß sagen, daß ich den Sinn des Lebens im Gründen einer Familie sehen würde, das liegt mir wirklich fern. Ich weiß nicht, ob ich als Nichtbehinderter eine Familie gegründet hätte, das ist also sehr infrage gestellt. Aber so wie ich jetzt lebe und was ich tue, das möchte ich ausweiten und versuchen, mich intensiver mit allem zu beschäftigen. Nicht nur mit meinem Beruf, sondern auch mit den Möglichkeiten, die ich jetzt vielleicht habe, das Dasein der Behinderten, das Leben der Behinderten, und aus der Lage kann ich eigentlich recht gut urteilen, irgendwie Erleichterung zu schaffen und alle Hebel in Bewegung zu setzen, um irgend etwas zu erreichen.

– Ich finde, daß man in gewisser Weise zur Behinderung ›ja‹ sagen muß. Ich werde es anders ausdrücken. Ich würde versuchen, die Behinderung als solche wertneutral zu betrachten, als gegebenen Zustand zu nehmen und dann, da ja jeder Mensch im Leben einen bestimmten Platz ausfüllen will oder muß, ob behindert oder nicht behindert, das eben auch als Behinderter zu machen. Den Sinn des Lebens würde ich darin sehen, diesen Platz so exakt und so gut auszufüllen, wie es mir möglich ist, nämlich in bezug auf die Umwelt, auf den Nächsten, wie man so schön sagt. Ich sehe, was der Nächste nötig hat, ich sehe, was der Gesellschaft gebricht und ich versuche, so gut ich das kann, im Rahmen meiner Welt zu ändern oder zumindest dazu beizutragen, daß es aufwärts geht und daß es besser wird.

Selbstmordgedanken

(aus einem Brief)

Darf ich etwas abladen – nicht um zu beschweren, sondern um ehrlich zu sein. Kurz nach Weihnachten stand ich kurz vor dem Selbstmord. Das klingt eitel, ist im Grunde aber bitter, weil mir einfach die manuellen Fähigkeiten fehlten und das Unvermögen in Apathie umschlug. Sage da noch einer, Weiterleben sei eine heroische Leistung. Zum Leben, und diese Gewißheit spüre ich immer stärker, gehört neben Essen, Schlafen und dem Rufen nach einem Gott noch die Gemeinsamkeit mit einem Menschen, mit einem Partner. Die Rede ist abgedroschen, doch es ist sehr wenig Liebe unter den Menschen. Feigheit, Ressentiments und Vorurteil herrschen vor. Das von Mensch zu Mensch, hautnah, nicht in Gruppen, Vereinen gut durchorganisiert. Die Frage steht im Mittelpunkt: Ist es naturgegeben, abnormes Leben abzulehnen, oder anzunehmen? Von wo aus muß man gehen, um jedes Leben, auch das leistungsunfähige, anzuerkennen?

Christa Schlett

Rebellion als Sinn des schwerbehinderten Lebens

Die schwerbehinderte Frau wird sich kaum als ›Frau‹ empfinden, wenn man ihr nicht die Möglichkeit gibt, dieses Lebens- und Wertgefühl zu entwickeln. Sie selbst kann sich nicht emanzipieren, wenn man ihr nicht von außen die Möglichkeit einer Emanzipation gibt. Und die wird ihr sogar bewußt verweigert.

Das fängt im Elternhaus an: Anna, 21 Jahre alt, darf nicht entscheiden, welches Sommerkleid ihr steht, welches Buch sie lesen kann, welche Seife für sie die richtige ist, welche Vogelstimmen im Park ihr gefallen sollen. Alles wird ihr vorgeschrieben, alles abgenommen, alles verweigert, indem man ihr alles ›schenkt‹. Anna führt – sarkastisch gesagt – das inhaltsvollste Leben, das man sich denken kann: das Leben aus reinster Dankbarkeit. Jedenfalls nach dem Willen und im Sinn der Helfer und Eltern.

Wo ist aber die Basis, der Inhalt, die echte konkrete Hoffnung für heute und für hier? Nicht erst in zwei Jahren, nicht erst in einer anderen Generation, nicht erst in dem heißersehnten, manchmal auch verfluchten Jenseits! Bis heute, obgleich ich in permanenter Aufdringlichkeit fragen kann, bekam ich keine Antwort.

Steht dem Schwerbehinderten nicht eine Wohnung eher zu als ein Bett im Pflegeheim, vier bis sechs Artgenossen auf einem Zimmer? Steht ihm nicht die eigene Persönlichkeit eher zu als das Dressiertwerden einer dankbaren Seele?

Die schwerbehinderte Frau, nicht jene, die noch arbeiten, eine Beschäftigung ausüben, einen Sinn im ›Tun‹ sehen kann, nein jene Schwerbehinderte, die nichts mehr ›tun‹

kann, lebt in einer engen Kastenwelt. Ihr Horizont ist so eng begrenzt wie ihre Entfaltungsmöglichkeit. Ihr Umgang mit Menschen begrenzt sich auf Krankenschwestern, Therapeuten, Ärzte, eine irgendwann sterbende Mutter, vielleicht noch die ausländische Putzfrau.
Die schwerbehinderte Frau, der schwerbehinderte Mensch überhaupt, muß die Kraft zur Rebellion finden. Er muß sich auflehnen gegen das Elternhaus, das Besser-Wissen, die Gut-Meinenden und das Gutgemeinte. Er wird in der Selbsterfahrung lernen, was er kann und wo die Grenzen liegen. Allein die Selbsterfahrung ermöglicht den ersten Schritt zur Emanzipation.

Dritter Teil
Perspektiven einer emanzipatorischen Behindertenarbeit

Ernst Klee

Behindertsein ist schön!

Entwurf eines neuen Selbstbewußtseins. Von einem Nichtbehinderten geschrieben

I. Behinderte und ihre Umwelt
Fallbeispiele

Hamburg: Als »unmenschliches Verhalten« geißeln im Mai 1973 die Zeitungen einen Fall in der Freien und Hansestadt Hamburg. Der fünfzehnjährige, geistig behinderte Sohn eines Ehepaares war von der Polizei in einem stallähnlichen Verschlag gefunden worden: drei Quadratmeter Lebensfläche, ein Eimer für die Notdurft, ein Hundenapf zum Essen, bekleidet mit einem zerlumpten Pullover und einer zerrissenen Hose. Öffentlichkeit und Behörden geben sich »empört«.
Fünf Jahre lebte der geistig Behinderte in seinem Verschlag. Die Nachbarn wußten davon. Auch die Fürsorge und Sonderschule. Es gab vereinzelt Besuche der Fürsorge, es gab Mitleid seitens der Nachbarn. Bei den ersten Vernehmungen kommt heraus, daß die Mutter und der Stiefvater zwei weitere Kinder liebevoll pflegten und erzogen, nur bei dem geistig behinderten Jungen hilflos waren und deshalb den Jungen versteckten. Der Stiefvater: »Ich habe mich oft bei der Jugendbehörde bemüht, aber nie jemanden angetroffen.«

Stuttgart: »Weil sie komisch aussah«, wurde die Stuttgarter Polizei einem sechzehnjährigen spastischen Mädchen gegenüber aktiv. Sie nahm die Sechzehnjährige kurzer-

hand auf der Straße fest und überstellte sie der weiblichen Kriminalpolizei. Begründung: Sie habe »einen sonderbaren Blick«. Statt des vermuteten Haschisch-Inhalts fand die Kripo bei der Durchsuchung der Handtasche jedoch nichts. Nach einem einstündigen Verhör ermittelte die Polizei dann, daß das Mädchen von Geburt an spastisch gelähmt ist. Die Stuttgarter Polizei bedauert natürlich den Zwischenfall.

München: Ganze zehn Zeilen nur umfaßt eine Meldung der *Süddeutschen Zeitung* vom März 1973. Kernsatz der Meldung: Mit einem Schuß in den Mund (!) tötete sich ein dreiundzwanzigjähriger Lagerarbeiter aus Brennberg (Landkreis Regensburg), der wegen seines Sprachfehlers nicht länger leben wollte.

Darmstadt: Erst in der zweiten Instanz entschied die Justiz zugunsten einer sechsundsiebzigjährigen gehbehinderten Frau. Dann gab ihr das Landgericht Darmstadt Recht, daß sie ihren elektrischen Krankenfahrstuhl vor dem Haus abstellen darf, in dem sie seit neunzehn Jahren lebt. Die Hausbesitzerin hatte dies nicht erlauben wollen, weil der Elektrorollstuhl »häßlich« aussehe.

Niederselters: Der ehemalige Schmied Heinz Heun (43), gilt im Freibad von Niederselters, nahe der Bischofsstadt Limburg, als ›unerwünscht‹. Der Gemeindevorstand wie ein Teil der Bevölkerung befürchteten im Sommer 1973, der heute Querschnittgelähmte könne ins Bad urinieren. Andere meinten allerdings, das sei nur der Vorwand, um den nichtbehinderten Badegästen den Anblick des Behinderten zu ersparen, denn bekanntlich urinierten ja gerade die nichtbehinderten Wasserfreunde ins Wasser, wie Wasserproben gezeigt haben.

Krasses Beispiel für die Einschätzung von Behinderten ist dieser Fall deshalb, weil der heute Dreiundvierzigjährige sich vor zehn Jahren in seiner Heimatgemeinde für das Allgemeinwohl eingesetzt hatte und dabei verletzt worden war. Heun half als Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr beim Löschen eines Großbrandes. Dabei wurde er unter einer stürzenden Mauer begraben und querschnittgelähmt. Er kann nur noch auf Krücken gehen. Als er noch etwas leisten konnte, war er Mitglied der Dorfgemeinschaft. Nach der Behinderung: »Unerwünscht!«

II. Umwelt: Behinderte nicht eingeplant

Behinderte sind Deutschlands größte und zugleich ergebenste Minderheit. Obgleich sie mindestens zehn Prozent der Bevölkerung ausmachen, sind sie im öffentlichen Leben kaum zu orten. Sie sind – in der Relation – überhaupt nicht vorhanden, kommen im Straßenbild, im Berufs- und Kulturleben praktisch nicht vor. Die Ausgrenzung der Behinderten aus der Umwelt ist nahezu perfekt. Man merkt es kaum. Und das nicht ohne Grund:
Der Behinderte lebt in einer Umwelt, die ihn überhaupt nicht eingeplant hat. Nehmen wir den Wohnungsbau: Die Norm DIN 18 025, vom Fachnormenausschuß Bauwesen im Deutschen Normenausschuß erarbeitet, gibt genaue Planungsgrundlagen für Wohnungen von Schwerbehinderten und Rollstuhlfahrern. Dennoch kann ein Behinderter kaum in einer Wohnung eines Neubaus leben. Ein Rollstuhlfahrer oder Gehbehinderter braucht ein Haus ohne Treppenstufen am Eingang. Die Abmessungen in der Wohnung müssen das Fahren mit dem Rollstuhl ermöglichen und den Wendekreis des Rollstuhls berücksichtigen. Untauglich sind Wohnungen mit Türschwellen. Ferner

müssen, um Beispiele herauszugreifen, die Schränke vom Rollstuhl aus erreichbar sein, muß das Waschbecken zu unterfahren, muß die Toilettentür breit genug sein.
Immer noch werden öffentliche Gebäude gebaut, Postämter, Gesundheits- und Arbeitsämter, Volkshochschulen, Rathäuser usw., in die Behinderte keinen Zugang haben: Treppen versperren den Weg, obgleich Treppen gar nicht nötig und eine befahrbare Rampe leicht möglich wäre (das trifft schließlich auch junge Frauen mit Kinderwagen und alte Menschen, die schlecht laufen können). Die Fahrstühle in den öffentlichen Gebäuden sind ebenfalls kaum für Rollstuhlfahrer zu benutzen. Theater, Opernhäuser, Kinos, Geschäfte bleiben Rollstuhlfahrern meist unzugänglich. Und dann: Wie sollen sie in die City einer Stadt kommen? Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln? Rollstühle passen nicht in die öffentlichen Busse, bei der Bundesbahn fährt der Behinderte oft genug im Packwagen zwischen Kisten und Sperrgut, weil er sonst keinen Platz findet, die Straßenbahnen sind ebenfalls nicht geeignet. Bordsteine und für Rollstuhlfahrer ungeeignete Verkehrsinseln machen einen Rollstuhlbummel ebenfalls unmöglich. Es sind Hunderte und Tausende von Kleinigkeiten, die dem Behinderten klarmachen, daß diese Gesellschaft ihn überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt. Diese Aussperrung aus der Gemeinschaft ist geplant: Obgleich seit -zig Jahren -zig Vorschläge vorliegen, wie öffentliche Gebäude und Straßen für Behinderte zugänglich gemacht werden sollen, hat die Administration nichts unternommen. Die Planungsbehörden der öffentlichen Hand planen Behinderte nach wie vor nicht ein. Das ist inzwischen nicht mehr mit Unwissenheit zu entschuldigen. Dahinter verbirgt sich eine behindertenfeindliche Einstellung, die zumindest unbewußt den Nichtproduktiven aussperrt. Die Behörden befinden sich damit völlig im Einklang mit der

Ethik und Ideologie des Kapitalismus und jeder Produktionsgesellschaft, in der der Produktive hoch eingeschätzt wird, solange er produktiv sein kann.

Die uns so selbstverständlich eingegangenen Normen unserer Gesellschaft lassen für Behinderte keinen Raum. Insofern müssen alle Maßnahmen für Behinderte der Symptomlinderung dienen, auf daß ihnen ihr Schicksal nicht ganz unerträglich werde. Deshalb ist Behindertenarbeit ein so leidlich caritativ verpapptes Gebiet. Und auf diesem Hintergrund müssen alle caritativen Sammelwochen und Fernsehlotterien à la ›drei mal neun‹ samt der ›Bilanz der guten Taten‹ als verlogen gebrandmarkt werden. Denn Mitleid schafft keine Rechte. Mitleid verbrämt und vertuscht Unrecht. Und da alle Menschen, auch der Behinderte, nach dem Grundgesetz (wie abgedroschen!) gleich sind, geschieht Unrecht: Denn Behinderte sind ausgesperrt.
Es geht nicht darum, Sammelwochen von Caritas oder Diakonischem Werk anzugreifen. Es ist traurig genug, daß die Finanzierung von Behinderteneinrichtungen und deren Unterhalt aus Spendengeldern gedeckt werden muß, sondern darum, daß Mitleid und die Almosen- und Spendenebene als die Behinderten zukommende akzeptiert ist. Man darf es niemandem erlauben, sich mit Almosen vom Umgang mit Behinderten freizukaufen. Wer Behinderte auf die Spendenebene abschiebt, verewigt ihren Bettler-Status. Damit erreicht der Behinderte kein Eigenbewußtsein und keine Rechte.

III. Behinderte – an der Unproduktivität gemessen

Die Arbeitsnormen der Industrie und anderswo sind so festgelegt, daß sie nur die Leistungsfähigen berücksichtigen. So nimmt es nicht wunder, daß eine Untersuchung des Hessischen Landesarbeitsamtes ergab: Vier Fünftel aller als arbeitslos Gemeldeten (und Anerkannten) waren nicht in vollem Maße Leistungsfähige. Man hatte sich gewundert, daß trotz steigender Nachfrage nach Arbeitskräften die Zahl der Arbeitslosen gestiegen war. So kam es zur Untersuchung.

Fazit der Untersuchung: Die als arbeitslos gemeldeten Arbeitsuchenden sind beschränkt Leistungsfähige. Menschen, die, meist durch einen Arbeits- oder Verkehrsunfall bedingt, ihren Leistungsmöglichkeiten angepaßte Arbeitsplätze benötigen. »Wir bieten die Leute an wie sauer Bier«, sagte ein Mitarbeiter des Hessischen Landesarbeitsamtes. Umsonst. Die Leistungsgeminderten, darunter fallen auch die älteren Arbeitskräfte, sind »schwer zu vermitteln«.

Die gesellschaftliche und staatliche Ethik ist rigoros ökonomisch ausgerichtet, auch wenn wir dies an der Oberfläche nicht immer mehr wahrnehmen, weil uns vieles so selbstverständlich geworden ist. Der Behinderte sieht, wie um ihn herum alle am Wohlstand partizipieren. Er muß zusehen, wie die Leistungen für ihn dennoch beschämend gering bleiben, wie er sich, wenn er erst einmal ins Heim abgeschoben ist, zum Beispiel mit einem monatlichen Taschengeld von 45 Mark zufriedengeben muß.

Mit unseren technologischen und planerischen Mitteln hätte es längst möglich sein müssen, die Rehabilitation der Minderberechteten in einem ganz anderen Ausmaße zu organisieren und zu lösen. Doch die planerische und organisatorische Fantasie ist nahezu restlos auf die Marktorga-

nisation konzentriert. Der Soziologieprofessor Christian von Ferber schreibt in ›Der geistig behinderte Jugendliche in der Gesellschaft von heute‹ dazu:
»Werfen wir einen Blick in die ökonomische Sphäre, so können wir bemerken, daß für die Ziele der Absatzwirtschaft soziale Verhältnisse planvoll gestaltet werden. Ein Heer von Vertretern, Fachleuten organisiert die Beziehungen zu den Abnehmern und Konsumenten, Kontaktpflege, Beratung und regelmäßige Besuche sind hier an der Tagesordnung. Was unsere Gesellschaft einsetzt, um unseren materiellen Komfort zu steigern und zu erhalten, sollte bei etwas gestalterischer Phantasie und gutem Willen auch möglich sein, um unseren Mitmenschen, den Schwachbefähigten, ein erfülltes Dasein zu geben, d. h. sie in ein tragendes Geflecht gesellschaftlicher Beziehungen aufzunehmen.«
Einen in diesem Zusammenhang wichtigen Aspekt findet man bei Walter Thimm, Professor an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, in dem von ihm herausgegebenen Buch ›Soziologie der Behinderten‹ (1972). Thimm untersucht die amtliche Behindertenstatistik in der Bundesrepublik, eine auf der Volksbefragung von 1966 basierende Hochrechnung (Mikrozensus). Er stellt dabei fest, daß von den Behörden vor allem jene Behinderungen amtlich anerkannt werden, die in der gesellschaftlichen Einstellung am höchsten stehen. Das heißt: Die Behörden reproduzieren die Umwelt-Vorstellungen und folgen damit den Vorurteilen der Gesellschaft.
Konkret: Die amtlichen Anerkennungsquoten sehen an oberer Stufe die Kriegs- und Arbeitsgeschädigten und die Blinden. Nerven- und Geisteskranke sowie Gehörlose weisen die niedrigsten Anerkennungsquoten auf. Die Kriegsbehinderten (›Dienst am Vaterland‹), die Blinden (die Kriegsblinden und, in deren Gefolge, die Zivilblinden

wurden nach dem Ersten Weltkrieg stark gefördert) und die Arbeitsgeschädigten sind besonders anerkannt und vom Gesetzgeber bevorzugt. Die Anerkennung ist an der Erwerbsfähigkeit – und sei es unbewußt – orientiert.*
Thimm: »Behinderung ist ein durch versicherungsrechtlich vorgegebene Kategorien vorbestimmter und an der Orientierung der Erwerbsfähigkeit des Individuums quantifizierbarer Tatbestand... Versicherungsrechtlich relevant – und damit eng verknüpft, wie die Statistik zeigt, gesellschaftlich sichtbar – wird eine Behinderung, wenn ein medizinisch sichtbarer Schaden in Prozentsätze der Erwerbsminderung überführt werden kann.«
Und weiterhin Walter Thimm: »Amtliche Anerkennung einer körperlich/geistigen Behinderung bedeutet, daß der Schaden als Versicherungsfall in unser System der Sozialversicherung eingebracht werden kann. Während der Versicherungsfall ›Krankheit‹ in der Gesetzlichen Krankenversicherung als Arbeitsunfähigkeit deklariert und als grundsätzlich reversibel angesehen wird, werden dauernde Schädigungen (d. h. über den Zeitraum der Krankengeldgewährung hinausgehende langfristige Leiden und Gebrechen) versicherungsrechtlich als Minderung der Erwerbsfähigkeit (MdE) in Prozentsätzen, Erwerbsunfähigkeit (MdE = 100 %) oder Arbeitsunfähigkeit etabliert.«
Die Kriegsbeschädigungen sind zu 94,1 % amtlich anerkannt worden. Dann folgen Arbeitsunfälle zu 87,1 % und Berufskrankheiten zu 80,5 %. Kinderlähmungen wurden dagegen nur zu 56,1 % und angeborene Behinderungen zu 38,5 % amtlich anerkannt. Hier zeigt sich, daß Behinderungen dort am ehesten anerkannt werden, wo die Rehabilitation am besten ausgebaut ist. Auch die Leistungs-

* Siehe ausführlich: *E. Klee*, Behindertenreport, Frankfurt 1973.

träger sind rechtlich eindeutig festzustellen (Kriegsopferversorgung und Berufsgenossenschaften der gewerblichen Wirtschaft). Bei den Zivilbehinderten dagegen, bei den angeborenen Leiden, war der Kostenträger bisher oft strittig, die Rehabilitationsleistungen minderwertig, und nicht selten fielen sie ganz ins Wasser. Man sieht auch hier, daß zwischen amtlicher Anerkennung der Behinderung und gesellschaftlicher Einstufung ein direkter Zusammenhang besteht. Mehr noch: Der Gesetzgeber bevorzugt eindeutig die Kriegs- und Arbeitsopfer. Die von Geburt an Behinderten (die nie produktiv waren) bilden das Proletariat unter den Behinderten. Auch diese vom Gesetzgeber vorgenommene Klasseneinteilung spiegelt sich wider: Die von Vater Staat Bevorzugten werden auch eher anerkannt.
Die Produktivität als Kriterium in der Beurteilung von Behinderungen schlägt sich an einem anderen Faktum ebenfalls nieder: Die Normen der Sozialversicherung, die an der Einschränkung der Erwerbstätigkeit orientiert sind, haben zur Folge, daß die Anerkennungsquote bei den Frauen durchweg niedriger liegt als bei den Männern. Kein Wunder: Die Frauen stellen auch den geringeren Anteil an der erwerbstätigen Bevölkerung (37 % etwa). Während die Anerkennungsquote bei den Männern bei durchschnittlich 81 % liegt, sind es bei den Frauen nur 50,1 %.

IV. Behinderung und Sozialschicht

Nach allgemeiner Ansicht sind auf unseren ›Hilfsschulen‹, heute werden sie Sonderschulen für Lernbehinderte genannt, die Schwachsinnigen, die Doofen, die Deppen, die Hilfsschüler eben. Und weil sie dumm sind, müssen sie auf der *Sonder*schule gefördert werden, vor allem im prakti-

schen Bereich, da geistig nicht so viel vorhanden ist. 1968 haben Sonderschulpädagogen in einer Reihe von baden-württembergischen und saarländischen Städten untersucht, wie hoch der Intelligenzquotient (IQ) der ›Lernbehinderten‹ denn sei.

Das Ergebnis: Nur ein Zehntel bis ein Viertel der Sonderschüler erreichte einen Wert unter 70. Unter 60 war es nur ein bis zehn Prozent der Schüler. Das bedeutet: Nur 10–25 % der Hilfsschüler haben einen IQ, der sie als ›Debile‹ einstuft. Die überwiegende Mehrzahl der Schwachsinnigen ist gar nicht schwachsinnig. Konkret: In Hannover sind 63 % der Sonderschüler mit einem IQ zwischen 80 und 110 als sonderschulbedürftig umgeschult worden, obgleich sie mit diesem IQ nicht auf die Sonderschule gehören. In Kornwestheim betrug der Anteil dieser Schüler 69 %, in Mannheim 66 %, in Bielefeld 59 %, in Hamburg 58 %, in Karlsruhe 50 % und in Heidelberg 46 %. Im Durchschnitt liegt der IQ über 80. Damit sind sie eigentlich grundschul- oder volksschulbedürftig. Und in der Tat: Der Anteil an Volksschülern mit einem ähnlichen IQ ist nahezu dem Anteil an Hilfsschülern gleich. Die Volksschule behält sogar 2 % Schüler mit einem IQ von 80 bis 65, die eigentlich auf der Hilfsschule sein müßten. Das erhebt die Frage: Warum behält die Volksschule die Hälfte ihrer Schüler, schickt aber die andere Hälfte mit gleichem IQ in die Hilfsschule?

Die Antwort lautet bei allen Untersuchungen gleich: Die Volksschule gibt nicht die intellektuell minderbegabten, sondern die erziehungschwierigen, weil aus niederem Sozialstatus stammenden Kinder ab. Deshalb spricht Ernst Begemann nicht mehr von Hilfsschülern und Schwachbegabten, sondern von »sozio-kulturell benachteiligten Schülern«. Und der Pädagoge P. Seufert charakterisiert die Lage:

»... jeder Schule ist mindestens ein Gebiet zugeordnet, in dem mehr Sonderschul- als Hauptschulfamilien wohnen. Diese Gebiete gliedern sich in Sozialwohnungssiedlungen und Barackensiedlungen. Es kann hier eine gewisse Abgeschiedenheit, eine Separierung der Sonderschulfamilien von den sozial höhergestellten erkannt werden. Die Familien mit Sonderschülern leben tatsächlich in ›gezeichneten‹ Gebieten. Das äußere Milieu ist daran schuld, daß die Familien etwas außerhalb der Gesellschaft stehen.«

Die Väter lernbehinderter Kinder haben im Durchschnitt einen niedrigeren sozialen Status als Väter von Hauptschülern. Die schulschwachen Kinder der ungelernten Arbeiter haben durchschnittlich doppelt so viele Geschwister als die leistungsstärkeren Kinder. Die Mütter arbeiten viel häufiger mit. Die leistungsschwachen Kinder stammen erheblich öfter aus nicht-vollständigen Familien und/oder leben häufiger in Heimen. Das heißt: Das Schulversagen der Schulversager ist abhängig von ihren sozialen und kulturellen Bedingungen, aber (vom IQ her) nicht von ihrer Intelligenz, ihren geistigen Möglichkeiten.

Untersucht man nun die Kriterien, mit denen das Schulversagen der sozio-kulturell Benachteiligten gemessen wird, erkennt man sehr leicht, daß diese Kriterien ideologisch eingefärbt sind: Das Schulversagen der Hilfsschüler wird vorwiegend mit ungenügenden Leistungen beim Lesen, in Rechtsschreibung und Aufsätzen begründet. Versagen im Rechnen als ausschließlichem Grund liegt nur bei 4,1 % vor. Das Schulversagen besteht also nur in einem Teilbereich, und zwar in einem Teilbereich (Deutsch), der zu denken gibt: Die immer noch mittelschichtorientierten Schulen vermessen sich, das Versagen im (mittelstandsorientierten) Sprachbereich als Intelligenzdefekt auszugeben, wobei sprachliche Leistung die Sprache von Mittel- und Oberschicht meint.

Wie fragwürdig zudem die Notengebung ist, untersuchte L. Kemmler am Beispiel von als ›Klassenbeste‹ und als ›Leistungsschwächste‹ eingestuften Kindern. Das Ergebnis kann nach dem bereits Gesagten nicht mehr überraschen: Die Höchstleistungen der leistungsschwächsten Kinder waren erheblich besser als die schlechtesten Leistungen der Klassenbesten, auch in Diktat und Rechnen. Man weiß, daß der soziale Status des Vaters beim Korrigieren von Schularbeiten mitkorrigiert und zensiert wird, daß die subjektive Beurteilung dafür sorgt, daß beim als gut eingestuften Schüler Fehler übersehen werden.
Verhängnisvoll, daß die Schüler das Lehrerurteil verinnerlichen, als richtig und ihnen gebührend übernehmen. Sie stufen sich dann selbst als Versager ein, auch wenn dies von ihren Leistungen her nicht abzuleiten ist. Die Einstufung durch die Umwelt wirkt sich fatal aus. Untersuchungen bei amerikanischen Negerstudenten geben ein klares Zeugnis. Katz und andere Forscher ermittelten 1964, daß die Leistungen der Negerstudenten im Test erheblich fielen, wenn ihnen vor dem Test gesagt wurde, zum Vergleich würden die Leistungen ihrer weißen Kommilitonen herangezogen. Ihre Leistungen stiegen, wenn sie erfuhren, als Leistungskontrolle dienten die Ergebnisse des Tests mit farbigen Komilitonen. Ihr Unterlegenheitsgefühl bestimmte ihre Leistungsfähigkeit.
Nun wird man sagen, alle diese Fakten von Schulversagen und sozialer Schichtzugehörigkeit seien bei den Lernbehinderten einsichtig und erklärlich, aber eine generelle Übertragung auf andere, zumal körperlich Behinderte könne nicht zutreffen. Untersuchungsergebnisse dazu liegen nicht im gleichen Maße vor. Eine Untersuchung zur Schichtzugehörigkeit von 891 sehgeschädigten Schülern aus dem norddeutschen Raum (aus Berlin, Hannover, Paderborn, Bremen und Soest) erscheint unverdächtig ge-

nug, um als Kontrolle herangezogen zu werden, denn: entweder man ist sehgeschädigt oder nicht, unabhängig vom sozialen Status des Vaters. In der Untersuchung von Waltraut Rath, Wissenschaftliche Oberrätin an der Universität Hamburg (›Selektion und Bildungschancen sehgeschädigter Schüler – Ergebnisse von sozialstatistischen Erhebungen an norddeutschen Blinden- und Sehbehindertenschulen‹) findet sich diese Tabelle:

Verteilung auf die Sozialschichten (Vergleich zwischen den sehgeschädigten norddeutschen Schülern und den Erwachsenen der BRD und West-Berlins)

Schicht	1967/68 Bevölkerung %	1971 Sehgeschädigte %
Ober-	0	0
obere Mittel-	6	2
mittlere Mittel-	11	6
untere Mittel-	38	28
obere Unter-	30	34
untere Unter-	13	28
sozial Verachtete	2	2

Das Ergebnis muß auf den ersten Blick überraschen: Je höher die Sozialschicht, desto weniger sehgeschädigte Kinder! Von den sehgeschädigten Kindern sind 64 % aus den unteren Sozialschichten, während es nach dem Bevölkerungsanteil nur 45 % sein dürften. Als Erklärung kann man anführen, daß die medizinische Versorgung von Unterschichtangehörigen in keiner Weise den Standard der Bessergestellten erreicht. Daß Sehschäden bei den ökonomisch Bessergestellten bereits im Frühstadium behandelt und korrigiert werden, während der Fatalismus von Un-

terschichtangehörigen den Sehschaden als schicksals- oder gottgegeben hinnimmt. Daß man nicht weiß, was man unternehmen kann. Hinzu kommt sicher auch, daß sehgeschädigte Schüler aus den oberen Sozialschichten, wenn der Schaden im Schulalter nicht entscheidend zu beheben war, eher für eine Einschulung in eine Normalschule berücksichtigt werden. Entsprechende (z. T. von Eigenlob bestimmte) Artikel finden sich immer wieder in den Behindertenzeitschriften. Auch wird u. U. Privatunterricht erteilt. Eine Tatsache ist natürlich auch, daß sehbehinderte Schüler höherer Sozialschichten eher vom Lehrer einer Normalschule behalten, Unterschichtkinder dagegen leichter in die Sonderschule abgeschoben werden.

Am Ende ihrer Untersuchung stellt Waltraud Rath fest, daß ein so eindeutiges, medizinisch zu fassendes Auslesekriterium wie ›Sehbehinderung‹ eben doch von der Schichtzugehörigkeit des Vaters bestimmt wird: »Unter den Aspekten der Chancengleichheit und der optimalen Förderungsmöglichkeiten«, schreibt sie, »erwies sich das scheinbar so klare und eindeutige Auslesekriterium Sehschädigung als vieldeutig und in komplexer Weise von verschiedenen Faktoren abhängig.«

Angesichts dieser Ergebnisse muß es bigott erscheinen, Behinderten und ihren Angehörigen Gottergebenheit zu predigen. Dies wäre eine sehr klassenspezifische Frömmigkeit. Während die einen duldend leiden und ihre Rehabilitation dabei in die Binsen geht oder zumindest minderwertig bleibt, nutzen die anderen die Privilegien, die ihnen per Stand und Status vorgegeben sind. Das ›Annehmen der Behinderung‹ kann nur darin verstanden werden, sich selbst zu akzeptieren und von dieser Basis aus das Optimale aus sich zu machen. Es kann nicht als fromme Ergebenheit dem Behinderten eingeimpft werden. Dies würde bedeuten: Die Religion in dem Sinn zu mißbrauchen,

daß die Privilegierten weiterhin ihre Privilegien ausschöpfen, während die Benachteiligten betrügerisch vertröstet werden.

V. Behinderte und Religion

Viele Familien mit behinderten Kindern sehen sich selbst als von Gott gestraft an. Sätze wie diese sind Ausdruck einer Selbsteinschätzung, die sie von ihrer Umwelt übernommen haben. Denn allzuoft werden sie – wie auch Umfragen ergaben – bezichtigt, das behinderte Kind sei die Konsequenz eines sündhaften Lebenswandels. Deshalb konterte Maria Egg: »Das gebrechliche Kind ist ebensowenig eine Strafe Gottes für die Sünden seiner Eltern, wie das gesunde eine Belohnung ihrer Tugenden ist.«
»Armut hier macht dorten reich«, heißt es in einem Kirchenlied. Und mit dem ›dorten‹ ist das Jenseits gemeint. Aber der Glaube an Gott darf nicht dazu dienen, daß Menschen in fromme Resignation verfallen, daß sie ihre Lebenserwartungen auf ein Jenseits richten. Denn das Leben, auch das behinderte Leben, ist auf dieser Erde zu leben. Erwartungen und Hoffnungen des Behinderten dürfen nicht mit Vertröstungen auf das Dermaleinst abgespeist werden. Das ist schlicht Faulheit, Bequemlichkeit. Der Mensch hat mit seinen Fähigkeiten, Kenntnissen und Möglichkeiten – biblisch gesprochen – zu »wuchern«. Und der Christ, der sich von Christus verpflichtet weiß, ist in seine Nachfolge genommen. Nach dem Neuen Testament heißt dies: Jesus von Nazaret ist der Sohn Gottes. Als Zeichen, daß diese Aussage (Zeugnis) stimmt, ist von ihm berichtet: Er hilft den Hilflosen. Für die, die ihm nachfolgen, ist gleiches gefordert.
Von jenem Jesus sagt schon die alttestamentliche Verhei-

ßung, daß er – so Jesaja – weder Gestalt noch Schönheit hat. Gott als der Mißgebildete, Verkrüppelte, Erniedrigte, der sich zudem mit den Mißgestalteten und Verachteten solidarisiert, paßt natürlich nicht in das Weltbild seiner Zeit. Den gebildeten Griechen und den halbgebildeten Römern war solch ein Gott etwas Unmögliches. Sie hielten es lieber mit dem Schöngewachsenen, dem Gesunden, dem Heilen. Jesus sah auf den Menschen, auf dessen menschliche Qualität, dessen Bereitschaft, sich zu engagieren. Den Menschen nach kapitalistischen Produktionsnormen zu beurteilen, lag ihm fern. Daß sich selbst die Kirche heute schwertut, behinderte Pfarrer einzustellen und den nichtbehinderten gleichzustellen, zeugt nicht gerade für sie.

Daß nichtbehinderte Christen den behinderten Christen (nach dem Neuen Testament mit dieser körperlich unterschiedlichen Beschaffenheit um nichts voraus) nur die Dulderrolle zubilligen wollen, daß sie sie minder einstufen, hat sich die amtliche Kirche zuzuschreiben. Denn der Behinderte ist zu lange als Almosenobjekt hingestellt worden, an dem man seinen guten Willen beweisen konnte. Das ›Scherflein‹ für den Behinderten diente gar zu gern dem Freikauf der Seele. Aus dieser Haltung spricht jedoch eine unglaubliche Verachtung des Menschen. Und die Verachtung Gottes, der sich am Kreuz selbst erniedrigte, der sich um des Menschen willen in die Schande begab.

Für mich entscheidend ist das Wort ›Barmherzigkeit‹. Im deutschen Sprachgebrauch entspricht es haargenau dem griechischen. Es gibt dazu drei griechische Vokabeln: ›Eleos‹ meint das Gefühl von Rührung, ›oiktirmos‹ die mitleidige Klage und ›splangchna‹ betont vor allem das Gefühl und als dessen Sitz (nach dem Griechischen) das Herz. Auf einen Nenner gebracht, bezeichnen die drei Worte etwas Passives: Mitleid haben, sich erbarmen. Für

das Neue Testament aber ist aber vor allem das Wort ›eleos‹ im Gebrauch, für das im Hebräischen ›chäsäd‹ steht. Und das hebräische Verständnis, und damit das Verständnis Jesu, stellt die griechische Bedeutung, wie so oft, auf den Kopf.

Chäsäd, Barmherzigkeit, heißt wörtlich: bundesgemäßes Verhalten und meint ein Verhalten, wie es sich Bundes-(Vertrags-)Partner schuldig sind. Dahinter steht natürlich der Vertrag, der Bund, den Gott mit seinem auserwählten Volk Israel geschlossen hat. Mit chäsäd, deutsch schlecht übersetzt: Barmherzigkeit, ist ein gegenseitiges Verhältnis gemeint. Der eine darf vom anderen dieses oder jenes (vertraglich geschlossene) Verhalten erwarten. Dieses Verhalten hat aber nichts mit generösem Almosengeben zu tun, sondern entspringt der Verpflichtung, die einer dem anderen gegenüber zu erfüllen hat, wie etwa zwischen Verwandten, Freunden, Gast und Gastgeber, auch zwischen Herrscher und Untertan, das nach dem Alten Testament jedoch ein besonderes (und nicht mit heutigen Untertanenverhältnissen zu vergleichendes) Verhältnis darstellt. Chäsäd, Barmherzigkeit, meint nicht die Rührung eines Spenders und drei-mal-neun-Einzahlers, meint keine Gesinnung, sondern die Tat, die dem Treuebund entspricht. Sie beruht auf Gegenseitigkeit. Während Barmherzigkeit im Deutschen etwas Selbstgefälliges, Großkotziges oder Sentimentales, Rührendes hat, ist sie in der Wortbedeutung ein *Rechtsverhältnis.*

Im Neuen Testament findet sich das Wort ›Barmherzigkeit‹ vor allem in den Tat-Berichten. Mattäus und Lukas greifen wörtlich auf die alttestamentliche Bedeutung zurück. In den Streitdiskussionen mit den Frommen Israels, den Pharisäern, bezeichnet Jesus als die menschliche Antwort auf Gottes Tun am Menschen nicht das Rituelle, sondern die Solidarität im Handeln mit den Niedrigen,

Verachteten, Hungernden. Gerade die Verschiebung vom Handeln (Barmherzigkeit *tun*!) zum Formalismus wirft er ihnen vor. Bei Mattäus (6,1–14) wird das Almosengeben als Selbstbestätigung (das wäre dem deutschen Sprachgebrauch entsprechend nahe der Barmherzigkeit) gegeißelt. Und wenn sich Paulus vor dem Statthalter Felix bei seiner Gefangenschaft verteidigen muß, gibt er als Ziel seiner Reise an, daß er Almosen für die Jerusalemer Gemeinde gesammelt habe. Der vom Semitischen überkommene Sprachgebrauch heißt jedoch nicht passivisch Almosen sammeln, sondern aktivisch ›Almosen tun‹! Das Handeln steht im Vordergrund, wenn es um Barmherzigkeit und Almosen geht, nicht das Almosengeben unserer Tage, wo zur Spende die Show gemixt wird.

Fassen wir zusammen: Barmherzigkeit, ein Reizwort der üblichen Almosenhaltung, hat biblisch gesehen nichts mit dem Wortschmus heutiger Verkündigung zu tun, nichts mit Rührung und Sentimentalität, nichts mit dem gönnerhaften Herabbeugen des Starken zum Schwachen, sondern mit Recht, Gerechtigkeit, Solidarität, Vertragsverhältnis, gegenseitiger Verpflichtung. Heute übersetzt man den Terminus mit einem soziologischen Ausdruck eher mit Inter-Aktion, wo beide Partner (als Partner) gemeinsames Handeln einbringen.

Franz Schönberger beschreibt in seiner Untersuchung ›Die sogenannten Contergankinder‹ (1971), wie die Eltern der Kinder gefragt wurden, ob sie meinten, daß ihre Kinder später einmal in der Religion, in der sie erzogen seien, einen Halt finden würden. Während in der Kontrollgruppe mit Familien nichtbehinderter Kinder noch vier Eltern bejahten, standen ihnen nur drei Eltern sogenannter Contergankinder gegenüber. Schönberger zieht sein Fazit: Wahrscheinlich haben sich die kirchlichen Amtsträger nicht sehr bemüht, den Eltern ihr Los tragen zu helfen.

Diese haben nämlich ›mit Fremden (z. B. in Zug und Straßenbahn)‹ ebenso häufig über die Behinderung des Kindes gesprochen wie mit einem Seelsorger. Nach meiner Meinung zeigt sich hier die Angst der Eltern, beim Seelsorger nur mit Phrasen und ihnen nichts sagenden Vertröstungen abgespeist zu werden. Sie wollen letztlich kein Mitleid, eher Mitgefühl im Sinne von Sensibilität für ihre Probleme. Sie wollen, daß ihnen und ihren Kindern geholfen wird, unsentimental, solidarisch. Das würde sich genau mit dem decken, was in der Bibel unter ›Barmherzigkeit‹ verstanden ist: gemeinsames Handeln, nicht auf der Gefühls- und Gesinnungsebene des Mitleidigen, sondern auf der Rechts- und Vertragsbasis, realistisch, tatkräftig, engagiert, couragiert.

VI. Schlimmste Behinderung: Die Selbsteinstufung

Dem Behinderten sind meist per Erziehung und Einschätzung durch seine Umwelt Selbsthaß und Minderwertigkeitskomplexe eingebleut worden. Er merkt selbst oft nicht mehr, daß er damit für sich Normen und Einstufungen übernimmt, die eine ihm fremde, zuweilen gar feindliche Umwelt aufgestellt hat. Seine Umwelt war stets darauf bedacht, ihn aus dem Verkehr zu ziehen, ihn (als Bedrohung empfunden) zu gettoisieren. Dazu bedurfte es keiner Gettos wie bei den amerikanischen Negern, sondern man pflanzte ihnen und vor allem den Eltern ein solches Selbstwertgefühl ein, daß man ›freiwillig‹ zu Hause blieb, sich vor der Öffentlichkeit verbarg. Der Behinderte wurde getreten und damit ergeben.
Der Historiker Kenneth Stampp hat in seinem Buch ›The Peculiar Institution‹ beschrieben, wie man nach Darstellung der weißen Farmer einen guten Sklaven heranzog.

Zur Erziehung eines perfekten Sklaven muß man folgendes beachten: 1. Der Sklave muß völlig abhängig sein, unterworfen werden. Der Sklave muß erfahren, daß sein Herr unbeschränkt zu bestimmen hat. 2. Ihm ist das Bewußtsein seiner persönlichen Minderwertigkeit einzuimpfen. 3. Er ist in Furcht zu halten, darf nicht sicher werden. 4. Der Sklave ist zu überzeugen, daß er die Regeln des Herrn übernimmt, er ist für *dessen* Unternehmungen zu interessieren. Was wahr und gut und schön ist, bestimmt der Herr. 5. Der Sklave ist mit seiner Hilflosigkeit zu erfüllen. Die vollkommene Abhängigkeit von seinem Herrn ist ihm zur Gewohnheit zu machen.

Wer die Regeln zur Heranzüchtung eines perfekten Sklaven liest, kann statt ›Sklave‹ auch getrost ›Behinderter‹ einsetzen. Denn die Erziehung des Behinderten deckt sich meist in allen fünf Punkten mit den oben zitierten. Er erfährt, daß andere über ihn bestimmen. Das Gefühl seiner eigenen Minderwertigkeit ist ihm eingeimpft. Er kann nie sicher werden. Er übernimmt die Regeln von anderen, von Eltern, von der Umwelt. Er ist mit Hilflosigkeit erfüllt, und seine Abhängigkeit ist meist vollkommen. (So kann man fast immer davon ausgehen, daß Behinderte mehr zu bewältigen imstande sind, als sie in ihrer Familie tatsächlich dürfen und sich trauen. Verräterisches Wort: »Laß das mal mich machen. Du kannst das nicht!« Meist wird das nur aus Bequemlichkeit praktiziert, weil der Behinderte im selbständigen Handeln länger braucht.)

Der Behinderte erfährt seine schwerste Behinderung nicht im körperlichen Handikap, auch wenn dies noch so schwer sein mag. Udo Hoffmeister, dessen Urlaubsbericht in diesem Band abgedruckt ist, ist ein Beispiel dafür: Obgleich bewegungsunfähig und total pflegeabhängig, hat er sich das Handeln niemals abnehmen lassen. Im Gegenteil, er hat im Haus Roderbruch im Annastift eine Demokrati-

sierung und die Aktivierung zur Selbstbestimmung eingeleitet. Und sich nach Jahrzehnten Heimaufenthalt innerhalb eines Pflegekosmos mit allen institutionalisierten Unterwerfungsmechanismen eines Heimes (Anziehen und Zubettgebrachtwerden nach dem Willen des Pflegepersonals und der Heimordnung, völlige Fremdbestimmung des Tagesablaufs) den eigenen Handlungsraum zu bewahren, ist im Heim sicherlich ungleich schwieriger als in einer Familie!

Die schwerste Behinderung des Behinderten ist nicht das körperliche Eingeschränktsein, sondern die Selbsteinstufung des Behinderten, die er von seiner Umwelt als eigen übernommen, verinnerlicht hat. Sein Bewußtsein ist verseucht mit dem Gift der Fremdbestimmung. Das geht bis in unsere Sprache: Begriffe wie blind, taub (wortverwandt: doof, närrisch) und stumm hängen in ihrer Worthistorie alle mit ›dumm‹ zusammen. Das Wort ›blöde‹ heißt eigentlich nichts anderes als gebrechlich und schwach. ›Dumm‹ heißt eigentlich stumm. ›Invalide‹ heißt das Gegenteil von kräftig sein, französisch bedeutet es ›dienstuntauglich‹. ›Lahm‹ hat mit Verderben und Schaden Verwandtschaft. ›Siech‹ gehört zu der Wortgruppe ›saugen‹, weil sich unsere Urahnen Krankheiten durch saugende Dämonen verursacht vorstellten.

Alle Bezeichnungen, die auf Behinderte angewendet werden, sind im Ursprung oder in ihrer späteren Auslegung negative Wertungen. Sie bezeichnen einen minderwertigen Zustand, denn die Wörter mit dem schrillsten Reiz und herrlichsten Glanz heißen in dieser Gesellschaft (und sicher nicht nur in der unsrigen): kraftvoll, dynamisch, jung, schwungvoll, frisch, leistungsfähig, potent, gesund, produktiv, erfolgreich, reich. Man kann die Reihe beliebig auffüllen. Es sind alles Worte und Synonyme für Leistung und Gesundheit. Der Behinderte inhaliert den Selbsthaß

über die Negativbestimmung von außen. Deshalb ist es an der Zeit, das aufgezwungene Bewußtsein, das Fremdbewußtsein aufzugeben. Der Behinderte muß sein *eigenes* Bewußtsein finden, bestimmt aus den Kriterien *seines* Lebens, *seiner* Fähigkeiten. Es ist nicht einzusehen, daß das Macher-Bewußtsein seiner Umgebung, das Produktionsdenken, diese Fabrikideologie einem neuen Behindertenbewußtsein überlegen sein soll, das sich an den menschlichen Eigenwerten orientiert und aus ihnen bestimmt. An diesem Punkt wird ein neues Selbstbewußtsein von Behinderten, das sich an den menschlichen Qualitäten und nicht an den Fabrikationsqualitäten ausrichtet, für die Nichtbehinderten lebenswichtig werden. Kraß klargelegt: Menschen, die das Macher-Bewußtsein verinnerlicht haben, scheitern im Laufe ihres Daseins an eben dieser Macher-Mentalität, nicht zuletzt dann, wenn sie krank, arbeitsunfähig, invalide werden, wenn sie pensioniert sind. Der Mensch, der sich an der Macher-Mentalität ausrichtet, ist ein zu beherrschendes Wesen, ein Sklavenwesen, das sich die Bosse zwecks Ausbeutung auch so wünschen. Aber der Mensch mit dem Macher-Bewußtsein krepiert seelisch daran, weil jedes Fließband, jede halbautomatische oder automatische Produktionsanlage ihm in der Mache überlegen ist. Der Mensch mit dem Macher-Bewußtsein wird von den Robotern von morgen in der Leistungsfähigkeit überrollt.

Die verhängnisvolle Einschätzung, die der Behinderte beinahe täglich zu schlucken hat, ist nicht nur die, daß negative Begriffsbestimmungen und Wertdeutungen mit dem Behindertsein gleichgesetzt werden. Ihm wird sogar gesagt, er sei nicht normal. Das ist wörtlich zu nehmen. Man beobachte den Sprachgebrauch vieler Gesprächspartner, bis hin zu den Behindertenfunktionären. Da wird nämlich nicht von ›Behinderten‹ und ›Nichtbehinderten‹ gespro-

chen, sondern die Unterscheidung geht oft ganz unbemerkt nebenbei in ›Anomale‹ und ›Normale‹ über. Die Norm stiftet der Nichtbehinderte, was aus der Norm fällt, ist auszuscheiden.
Deshalb ist es an der Zeit, daß sich die Behinderten aus dem Getto des Fremdbewußtseins aufmachen. Sie befinden sich damit in einer ähnlichen Lage wie die amerikanischen Neger (man kann Martin Luther Kings Bücher streckenweise so lesen, daß man statt ›Neger‹ lediglich ›Behinderter‹ einsetzt!): Ihre Unterdrückung zeugte ein unterdrücktes Bewußtsein. Selbsthaß wurde ihr größtes Problem. Sie versuchten ›weiß‹ zu werden, sie versuchten eine weiße Haut zu bekommen, ihr krauses Haar zu glätten. Erst als sie merkten, daß ›schwarz‹ zu sein seinen eigenen Wert hat, begann ihre Emanzipation. »Black is beautiful« wurde die Losung, »schwarz ist schön!« Und die Parole von ›Black power‹ zeugte von dem Bewußtwerden der eigenen Kraft, der schwarzen Macht und Kraft. »Schwarz ist schön!« wurde die Formel zur Abkehr vom Fremdbewußtsein, es lag nahe, die Formel für Behinderte mit ihren parallelen Problemen zu parallelisieren: Behindertsein ist schön! Eine Formel, die Behinderte (noch) schockt und ihre ›Betreuer‹ fassungslos macht.

VII. Schöpferische Konflikte

Amerikanische Neger, so schreibt Martin Luther King in seinem Buch ›Warum wir nicht warten können‹ (1964), besuchen ein afrikanisches Staatsoberhaupt. Sie wollen eine lange Beschwerdeliste vorlegen. Doch der Regierende winkt müde ab und sagt: »Über die Tagesereignisse bin ich unterrichtet. Allles, was Sie mir da über die Behandlung des Negers durch den weißen Mann erzählen, ist mir

bekannt. Aber nun sagen Sie mir: Was tut denn der Neger für sich selbst?«

Wer die Frage für Behinderte stellt, wird feststellen, daß Aktivität und soziale Kreativität weitgehend von Eltern und Betreuern erstickt worden sind. Noch lassen es sich Behinderte gefallen, daß auf ihren Treffen und Festversammlungen (denn es sind *ihre* und nicht der Funktionäre Treffen!) festlicher Wortschwall über sie ausgegossen wird, daß sich ihre Betreuer gegenseitig lobend auf die Schulter klopfen und zaghafte Kritik persönlich beleidigt aufnehmen. Noch lacht kein Behinderter jene Politiker aus, die sich erdreisten, die paar Mark Sozialhilfe für ausreichend zu erklären, die sie selber *an einem Abend* bei Sekt und Kaviar in Gesellschaft ausgeben können.

Die Politiker haben es geschafft, daß die *Verkündung* eines Gesetzes in der Öffentlichkeit bereits als des Gesetzes *Verwirklichung* angesehen wird! Dies zu sehen, halte ich für wichtig. Da wird ein Schwerbehindertengesetz per Pressekonferenz vom Arbeitsminister der Öffentlichkeit vorgestellt, und schon glaubt der Zeitungsleser, das Gesetz sei auch in die Praxis umgesetzt. Gerade auf dem Behindertensektor gibt es viele Gesetze, die sich auf dem Papier schön ausmachen. Ich nenne nur die allgemeine Schulpflicht, die auch für behinderte Kinder gilt. Wenn das Kind jedoch eingeschult werden soll, findet sich kein Schulleiter, der das Kind nimmt, und die nächste Sonderschule liegt wer-weiß-wo. Gesetze, die nicht verwirklicht, die nicht zur Geltung und Anwendung gebracht werden, sind eine einzige Verhöhnung des Rechts. Und von den Wohltaten der Gesetze zu berichten, die *in der Praxis* nicht zur Geltung kommen, ist Zynismus. Es bleibt auch Zynismus, wenn sie von irgendeinem Ministerialbeamten oder Minister in Unkenntnis der wahren Situation nachgeplappert werden, weil man's ihm eben so in sein Vor-

tragsmanuskript reingeschrieben hat. Wo Gesetze nicht verwirklicht und eingehalten werden, wo zynisch die Unwahrheit berichtet wird (auch im Festvortrag), hat der Behinderte seine Rechte endlich einzufordern.
Zu warten, daß die Versprechungen (zumal die vor Wahlen gegebenen) eingelöst werden, freiwillig eingelöst werden, könnte sich als trügerisch herausstellen. King berichtet in ›Warum wir nicht warten können‹:
»Meine Freunde – ich muß Ihnen sagen, daß es auf dem gesamten Gebiet der Bürgerrechte keinen einzigen Schritt vorwärts gegeben hat ohne entschiedene, gesetzliche und gewaltlose Druckausübung. Es ist nun einmal eine betrübliche, aus der Geschichte sich ergebende Wahrheit, daß privilegierte Gruppen nur höchst selten ihre Vorrechte freiwillig aufgeben. Einzelne Menschen mögen, vom Licht der Moral geleitet, zur Erkenntnis finden und freiwillig Positionen aufgeben, die sie zu Unrecht einnehmen, aber – wie Reinhold Niebuhr uns erinnerte – Gruppen sind weit weniger als einzelne geeignet, moralisch zu handeln.
Aus langen und schmerzlichen Erfahrungen haben wir die Lehre gezogen, daß Freiheit nie vom Unterdrücker freiwillig gewährt wird: sie muß vielmehr von ihm gefordert werden. Offen gestanden: bis heute habe ich noch nie einen Direkt-Aktions-Feldzug durchgeführt, dessen Zeitpunkt die Billigung derer gefunden hätte, die nicht übermäßig unter der unheilvollen Rassentrennung zu leiden gehabt hatten. Jahrelang habe ich nun die Mahnung ›Abwarten!‹ gehört, und diese Forderung klingt in den Ohren des Negers bereits schmerzhaft. Das ›Warten‹ hat fast immer ›Niemals‹ bedeutet. Im Einklang mit einem der großen Richter unserer Nation müssen wir die Erkenntnis akzeptieren: ›Zu lange verzögerte Gerechtigkeit ist verweigerte Gerechtigkeit.‹«
Bei Behinderten ist die verzögerte Gerechtigkeit noch ver-

hängnisvoller; denn jedes Jahr im Leben eines jungen Behinderten, das nicht therapeutisch und schulisch genutzt werden kann, verschlimmert seine Behinderung, wirft ihn um weitere Jahre zurück. Jede verzögerte Gerechtigkeit (zum Beispiel der Bau von vorschulischen Einrichtungen und von Sonderschulen) schafft Verkrüppelungen und nicht zu korrigierende gesundheitliche Schäden. Unterlassene therapeutische Hilfeleistung im frühkindlichen und kindlichen Stadium verkürzt oft genug das Leben eines Behinderten um Jahre. Auch das ist Totschlag.

Meinungen wie diese, die Tatbestände beim Namen nennen, werden gern als radikal bezeichnet oder von Gutmeinenden als ›idealistisch‹ deklariert. In der Behindertenarbeit nennt man Mißstände selten beim Namen und wenn, dann vornehm zurückhaltend, bittend und zugleich verstehend, daß der Gesetz- oder Kostenträger zur Zeit nicht die nötigen personellen und finanziellen Mittel habe. Die bittende Haltung ist gleichsam die für die gesamte Behindertenarbeit typische Haltung. Man entschuldigt sich unbewußt ständig, auf der Welt zu sein und Forderungen zu stellen. Man hat sich selbst aus der Gemeinschaft ausgegrenzt, unbewußt, weil man die Einschätzung der Umwelt verinnerlicht hat. Die Behinderteneltern und die Funktionäre in der Vereinsarbeit sind von den Minderwertigkeitsgefühlen angefochten und ihre Haltung von Zweifeln zernagt, ob es tatsächlich statthaft sei, für Behinderte soviel zu fordern. Aus diesen Komplexen und Unsicherheiten heraus begnügen sie sich mit moralischen Appellen, auch Behinderte seien Menschen, auch ihnen sei zuweilen die Aufmerksamkeit einer Sammelwoche zu schenken.

Moralische Appelle machen sich gut und kosten nichts. Sie zwingen nicht einmal zu Konsequenzen, weil sie die Handlungsebene von vorneherein aufs Verbale, auf die

Wortebene, verlegen. Mit moralischen Appellen erlaubt man jedem, zuzustimmen, beizupflichten, ohne handelnd eingreifen zu müssen. Deshalb sind moralische Appelle auch allseits sehr beliebt.
Der Behinderte kann auf das laue Verständnis seiner Umwelt pfeifen. Es nutzt ihm nichts und wirft ihn nur ohnmächtig auf die Mitleidsebene zurück. Der Behinderte muß sich von seinen Funktionären lösen lernen. Gemeint ist nicht die Trennung und Selbstisolierung, gemeint ist dies: Helfer, Betreuer, Funktionäre, wie immer man sie bezeichnen mag, meinen es gut mit dem Behinderten. Sie werden *für* ihn aktiv. Sie handeln für ihn, reden für ihn. Vertreten ihn in der Öffentlichkeit, bei Verhandlungen in den Behörden und Ministerien (wo Nichtbehinderte die Probleme der Behinderten diskutieren und anpacken!). Die Helfer des Behinderten sind gutmeinende Leute, sie werden diese Sätze wahrscheinlich auch als undankbar und ungerecht betrachten, aber: Die Helfer sind wortgewandter als Behinderte, sie sind geschickter, selbstsicherer, honoriger. Sie nehmen die Geschicke des Vereins, des Clubs, des Behinderten selbst in die Hand, sie organisieren die Treffen und Feiern. Es sind die Leute, die alles können.
Doch was ist das Ergebnis? Der gute Wille der Helfer fördert die Unselbständigkeit des Behinderten. Sein Minderwertigkeitsgefühl kann sich angesichts der wortgewandteren und geschickteren Helfer nur verstärken. Es wird ihm nicht in den Sinn kommen, selbsthandelnd seine Geschicke in die Hand zu nehmen. Das heute weitgehend übliche Helfertum verstärkt und verfestigt die Unselbständigkeit und Passivität der Behinderten. Doch ein Programm einer neuen Behindertenarbeit kann nur als Ziel haben, daß Behinderte ihre Arbeit selbst organisieren. Daß sie ihren eigenen Fähigkeiten vertrauen lernen und sie verwirklichen.

Der Behinderte muß seinen Selbsthaß in schöpferische Energie überführen, transformieren lernen. Er wird, wenn er selbsthandelnd eingreift, sehen, daß der Lustgewinn des eigenen Handelns größer ist als der Lustgewinn durch Gepflegt- und Entmündigtwerden. Der Behinderte wird seine Selbstachtung zurückgewinnen. Er wird sich damit aus der unterwürfigen Rolle befreien, für die verordnete Passivität auch noch dankbar zu sein.
Der Behinderte wird seinen Stolz zurückgewinnen. Er wird entdecken, daß die eigene Leistung, mit eingeschränkten Möglichkeiten das eigene Leben dennoch zu bewältigen, eine größere und stolzere Leistung ist als ein Leben als Nichtbehinderter zu meistern. Der Behinderte muß sich mit sich selbst versöhnen. Nicht die Erlösung durch Selbstisolierung, sondern das Schaffen eigener Werte. Ganz selbst zu sein. Mit sich selbst identisch sein. Die Bestätigung nicht von außen abzuleiten, sondern von den eigenen Möglichkeiten (das kann nur der mit sich selbst Versöhnte). Der Behinderte, der seinen Selbsthaß in schöpferische Energie umwandeln kann, der ein Eigenbewußtsein hat, ist fähig, in der Gruppe der Gleichbetroffenen zu arbeiten. Er hat es dann nicht mehr nötig, wie heute noch, seine Selbstbestätigung darin zu finden, daß es anderen noch dreckiger geht.
Viele Helfer werden überlegen lächeln und all dies für hochwertigen Unsinn erklären, denn, so sagen sie, alles schön und gut, aber der Behinderte ist nun mal im Regelfall ein Abhängiger, oft genug ein Pflegeabhängiger, dem man noch den Hintern abwischen muß. Jedoch: Eigenbewußtsein, Wert und Würde werden unter aufgeklärten und christlich motivierten Menschen nicht von einer körperlichen Abhängigkeit abgeleitet. Ebensowenig wird der Eigenwert des Helfers aus seiner körperlichen Überlegenheit abgeleitet werden können (wenn es sich in der

Praxis auch des öfteren so darstellt, daß besonders Frustrierte in der Funktionsüberlegenheit gegenüber Behinderten persönliche Stabilisierung suchen). Der Helfer in der Behindertenarbeit muß aus seiner Leithammel-Funktion aussteigen. Er soll Hilfen bieten, die der behinderte Partner wirklich braucht, aber die Beherrschung muß beendet werden. Der Bevormundungs-Komplex der Helfer ist Ausdruck ihrer eigenen Behinderungen und Verklemmung, hier kann der Behinderte heilend eingreifen.
Die Position des nichtbehinderten Mitarbeiters in der Behindertenarbeit positiv formuliert: Der nichtbehinderte Mitarbeiter überlegt die Position der Behinderten von ihrer Basis, von ihren Bedürfnissen her. Er ist wichtig, weil er einerseits so sensibilisiert sein kann, die Perspektive der Behinderten zu sehen, ohne perspektivische Verengungen und Einseitigkeiten, die Behinderte heute noch aufgrund ihrer Einstufung und Einengung haben können. Wenn nötig, so bei stark sprachbehinderten Spastikern, kann er Positionen artikulieren, die der Behinderte rein technisch nicht immer artikulieren kann. Er erarbeitet *zusammen mit* dem Behinderten Lösungsmöglichkeiten und Durchsetzungstechniken (Trainingsprogramme). Beide, Nichtbehinderter wie Behinderter, bringen so ihre Perspektiven gemeinsam in die Arbeit ein. Aus dem Herrscher und Bevormunder wird ein Helfer, der nur noch dort Hilfe stellt, wo sie nötig ist, zum Beispiel in der Pflege.
Die älteste (und zugegeben: erfolgreichste) Taktik gegenüber Gruppen, die minderberechtet sind, ist immer die gewesen, sie gegeneinander auszuspielen, sie zu teilen und sie um minimale Vorteile balgen zu lassen. Das haben schon die Pharaonen mit ihren Sklaven so gemacht. Auch in der Behindertenarbeit läßt sich das Phänomen bestens beobachten. Kaum eine Behindertengruppe, die nicht auf eine andere herabsehen würde. Sie liegen untereinander im

Streit, nicht gegen ihre echten Gegner, die sie als unproduktiv einstuften, zum sozialen Kehrricht gekehrt haben. Und oft genug lassen sich Behinderte blenden: Da wird ihnen vorgeführt, daß man als Blinder durchaus Richter werden kann (es gibt etwa 30), und einer durfte sogar Bundesrichter werden. Doch hunderte sind immer noch Besen- und Bürstenbinder. Man sagt diesen nach, sie könnten nicht mehr leisten. Beweis: Wer was kann, schafft ja durchaus auch gute, gesellschaftlich dotierte Stellen. Man stellt ein paar Schau-Attrappen aus, doch die Masse bleibt auf dem Bettelstatus.

Der Behinderte erfährt seine benachteiligte Stellung nicht als Einzelschicksal, wie ihm glauben gemacht wurde. Es ist ein kollektives Schicksal. Das ganze System aus Gesetzen und gesellschaftlichen Einstufungen macht das Behindertenschicksal zum Gruppenschicksal. Ein paar dürfen immer aufsteigen und werden dann vorgeführt: es sei zu schaffen, es liege am einzelnen. Wenn ein Behinderter, plump gesprochen, »dumm« bleibt, kann ich ihm das individuell anlasten (oder seinen Eltern). Ich kann aber auch aufzeigen, daß ihm von den gesellschaftspolitischen Gegebenheiten her gar keine Schulbildung und Berufsausbildung (im Regelfall) möglich war, weil seine Rehabilitation all die Jahre gar nicht zur Debatte stand.

Der aufgeklärte und emanzipierte Behinderte wird sein Schicksal als Gruppenschicksal anpacken. Er wird Selbstorganisierung lernen. Er wird es lernen müssen (wie dies die amerikanischen Neger lernen mußten, ehe sie denken konnten, schwarz sei schön und chic), daß man die Vertröstungs-Strategie der Nichtbehinderten durchbrechen muß. Er wird in Versammlungen auf sich aufmerksam machen, Aufklärung leisten, zur Rede und Antwort zwingen. Das heißt, er wird seine eigenen Rechte, die er zur Zeit nicht ausschöpft, studieren müssen. (Leider kennen

die Behinderten heute die einschlägigen Gesetze nicht und kümmern sich auch nicht darum, was in der Gesetzgebung läuft, welche Tendenzen und Interessen zum Zuge kommen.)

Die amerikanischen Neger haben ihre Durchsetzungstechniken in Übungsstunden durchgespielt, trainiert. Sie simulierten Konfliktsituationen mit den Weißen, um daraus zu lernen wie man reagiert. Der Behinderte muß diese Durchsetzungstechniken lernen, für seine Situation, für seine Konflikte. Sit-ins von Rollstuhlfahrern sind im Augenblick noch etwas Undenkbares, Unwagbares. Ich sehe des öfteren Behinderte, die sich *auf der Straße* bedienen lassen, wenn sie einkaufen wollen. Zwei Treppen wären mit einer Rampe schnell überwunden. Sie könnten sich notfalls mit einer Demonstrationsübung Zugang zum Kaufhaus oder Gesundheits- oder Postamt verschaffen. Sie tun's jedoch nicht. Sie täten doch kein Unrecht, wenn sie erstreiten (Einkaufen usw.), was für Nichtbehinderte selbstverständlich ist.

Behinderte werden ganz systematisch aus dem Leben ausgeklammert. Sie kommen kaum jemals in einen Selbstbedienungsladen, weil die Gänge oder Kassenzugänge zu schmal sind. Sie kommen in keinen Autobus und in keine Straßenbahn, weil die Haltezeiten schon mal zu kurz sind oder die Türen zu schmal. In einer gezielten Aktion könnten Behinderte den gesamten Verkehr lahmlegen, die städtischen Verkehrsbetriebe durcheinanderbringen, um auf sich aufmerksam zu machen. Man wird jetzt sagen, das gehört sich nicht. Das ist kein Stil. Die Lauen kritisieren immer Stil und Methoden, aber auf ihre Hilfe zu warten heißt auf den Jüngsten Tag warten. Gehört es sich denn, Behinderte systematisch auszuplanen? Ihnen das Leben zu verweigern? Es wäre ein leichtes, Bordsteinkanten so abzuflachen, daß ein Rollstuhlfahrer hinauf und herunter

kann. Aber man tut es meist nicht. Man läßt den Behinderten einfach außerhalb der Gemeinschaft. Ist das Stil?

Martin Luther King kennzeichnet genau dies, wenn er schreibt: »Der weiße ›Gemäßigte‹ zieht einen negativen Frieden (die Abwesenheit von Spannung) einem positiven Frieden (der Herrschaft der Gerechtigkeit) vor; er versichert stets: ›Im Ziel bin ich mit Ihnen einig, aber nicht in der Methode der Direkt-Aktion, die Sie zu seiner Erreichung gewählt haben‹; er bildet sich, gleich einem weisen Vater, ein, den Fahrplan für den Freiheitskampf eines anderen fixieren zu können, und er läßt sich beherrschen von einer seltsamen Zeitvorstellung, die ihn dazu bewegt, dem Neger stets zu raten, auf einen ›geeigneteren Zeitpunkt‹ zu warten. Das schale Verständnis, das Menschen guten Willens einem entgegenbringen, behindert mehr als die absolute Verständnislosigkeit der Übelgesonnenen ... Tatsächlich sind wir, die gewaltlose Direkt-Aktion praktizieren, nicht diejenigen, welche Spannung erzeugen. Wir enthüllen lediglich die verborgene Spannung, die bereits besteht. Wir bringen sie ans Tageslicht, so daß man sie erkennen und behandeln kann.«

Die Konflikt-Methode, die die bestehenden Konflikte deutlich macht und schöpferisch dramatisiert, um zur Lösung eines ungerechten Zustandes zu kommen, kann auf keine Gegenliebe bei den Funktionären der Behindertenarbeit stoßen. Sie werden zwar behaupten, die Übertragung dieser Methode, die im Kampf um die Bürger*rechte* der Neger tauglich waren, sei nicht möglich, doch dahinter steht ein anderer Grund: Die Funktionäre, die heute im Amt sind, haben ihren Frieden und ihre Kompromisse gemacht. Sie haben sich leidlich eingerichtet. Sie haben zum Teil ihr Bundesverdienstkreuz schon. Sie haben zumindest Anerkennung, Lob, Beachtung und Bestätigung

durch die Ämter und durch die zu den Festlichkeiten anreisenden Politiker gefunden. Sie haben diese Bestätigung, die sie menschlich in der Tat ja auch brauchen, weil sie am schlechten Image des Behindertseins partizipieren, aufgrund der alten Methode bekommen: durch Wohlverhalten. Wohlverhalten heißt ein bißchen aufbegehren und sich mit einem kleinen Fortschritt dann zufriedengeben.
Wer den alten Methoden verhaftet ist, ist geprägt vom negativen Prestige und Status der Behindertenarbeit, davon, daß man die Rechte erbitten und erbetteln muß. Auf ihm lastet der Fluch der Almosengesinnung, der den Betroffenen im besten Fall gutgemeintes Mitleid beschert, aber keine echten Lebensrechte. Die Behindertenarbeit braucht Menschen mit Selbstbewußtsein, bei Nichtbehinderten wie bei den Behinderten. Menschen, die in der Behinderung keinen Makel, nichts Wertminderndes, sondern wertneutral eben eine eigene Situation, einen eigenen Zustand sehen. Der Behinderte hat sein Leben nach seinen eigenen Gesetzen zu leben, ohne die Einflüsterungen der Macher-, der Fabrikations- und Produktionsideologen und ihrer Helfershelfer, behindertes Leben sei minderes Leben. Der Behinderte soll mit seiner Behinderung keinen faulen Frieden schließen, das bedeutet Resignation. Was therapeutisch und in der Ausbildung zu erreichen ist, muß er ausschöpfen. Das Behindertsein selbst ist jedoch ein eigener Zustand mit seinen eigenen Werten, Kriterien, Lustquellen, Aktivposten. Wie eine schwarze oder gelbe Hautfarbe vorgegeben ist, so auch das Behindertsein. Wenn das Behindertsein als eigener Zustand vorgegeben ist, muß der Behinderte ein eigenes Bewußtsein entwikkeln. Der ihm vorgegebene, ihm eigene Zustand bedeutet nicht von vornherein, daß dieser Zustand minderwertig, bemitleidenswert, negativ einzustufen ist. »Behindertsein ist schön« meint genau dieses Eigenbewußtsein.

gusti steiner

behindert-sein ist schön

entwurf eines neuen selbstbewußtseins. von einem behinderten geschrieben

ich gebe seit jahren nachhilfeunterricht. dabei bin ich im umgang mit schülern auf ein merkwürdiges verhalten gestoßen:
ein achtzehnjähriges mädchen leidet an einer stoffwechselstörung und hat dadurch starkes übergewicht. sie unterzieht sich im krankenhaus einer nulldiät, um abzunehmen, aber sie tut das nicht aus medizinischen erwägungen, wie es ihr der arzt nahegelegt hat. sie ist in ihrer motivation allein durch die vorstellung einer idealfigur geleitet: schlanksein heißt schön sein, heißt begehrt sein!
ein dreizehnjähriger junge schaute mich ganz ungläubig an, als ich beiläufig sagte, daß die menschen, die einen wirklich mögen, die gleiche zuneigung auch noch dann empfinden, wenn man eine schlechte note in der schule bekommt.
mir wurde an solchen und ähnlichen beispielen klar, wie schwer es menschen fällt, sich so zu akzeptieren, wie sie sind: zu groß, zu klein, zu dick, zu dünn.
an welchen gütekriterien orientiert man sich in der selbstbeurteilung? das ICH-ideal vermittelt uns einen maßstab für die selbstprüfung unseres aussehens, unseres verhaltens, unseres wollens.
grundlage dieses ICH-ideals sind aber in den angeführten fällen nicht die in der eigenen person gegebenen möglichkeiten in verbindung mit den verschiedenen bedürfnissen und ideal-vorstellungen ihrer realisation. vielmehr wird die gängige norm, die von außen herangetragene erwar-

tung, vom individuum verinnerlicht. das ICH-ideal ist nicht selbstbestimmt, sondern fremdbestimmt. es heißt nicht: so möchte ich sein, sondern: so erwartet man, daß ich sein sollte!

die schlußfolgerung daraus: also muß ich alles tun, dieser erwartung gerecht zu werden! gelingt mir das nicht – gleich aus welchen gründen –, habe ich die gesetzte norm nicht erfüllt, das klassenziel quasi verfehlt. das selbstwertgefühl des einzelnen erfährt eine entsprechende einbuße.

dabei wird uns meist überhaupt nicht klar, daß unser ICH-ideal fremdbestimmt ist. wir halten die von außen herangeführte und von uns ohne Überlegung übernommene erwartung für ein ergebnis unserer bewußten orientierung.

der behinderte kann durch seinen organ- oder körperschaden die an ihn von außen herangetragene norm eines ICH-ideals in gar keiner weise erfüllen. die realität seiner körperlichkeit steht dem entgegen. bei noch so großer anstrengung kann es ihm nie gelingen, das fremdbestimmte ICH-ideal mit den möglichkeiten seiner person in dekkung zu bringen. er zieht im vergleich immer den kürzeren. diese ständige enttäuschung mindert fortwährend das selbstwertgefühl. die eigene minderwertigkeit eskaliert.

üblicherweise lieben oder hassen wir unsere behinderung, aber akzeptieren sie nicht. entweder gefallen wir uns im selbstmitleid, erfahren unseren organ- oder körperschaden lustvoll, weil er für uns im erleben des mitleids von außen häufig zum einzigen erfolgserlebnis wird, oder wir hassen, was uns die möglichkeit nimmt, ›normal‹ wie andere menschen zu sein. wir warten darauf, daß das medizinische oder übernatürliche wunder geschieht, das uns laufen macht; warten darauf, daß menschen auf uns zukommen, uns helfen, etwas für uns tun, uns die erschwernisse des

alltags abnehmen, oder wir warten gar auf die ›erlösung vom jammertal unseres daseins‹ durch den tod. wir vertagen unser leben vom diesseits ins jenseits. es bleibt uns so wenigstens die trügerische hoffnung, dort frei zu sein, uns unbehindert bewegen zu können, für das ›kreuz, das wir hier tragen‹, entschädigt und belohnt zu werden.
haltungen, die die behinderten zur passivität verurteilen, aktivität und die entfaltung von eigeninitiative erst gar nicht aufkommen lassen.
ein bekannter von mir konnte einfach nicht glauben, daß ich nicht fortwährend alle nichtbehinderten beneide. er konnte sich nicht vorstellen, daß ich meine behinderung akzeptiert habe und daß eine behinderung die möglichkeit, persönliches glück zu erleben, nicht ausschließen muß.
eldridge cleaver, einer der führer der amerikanischen neger in ihrem kampf gegen die rassendiskriminierung, schreibt in seinem buch ›seele auf eis‹: »daß ich schwarz bin, habe ich natürlich immer gewußt, aber ich hatte nie innegehalten, um eine bestandsaufnahme meiner situation zu machen.« und er fährt an anderer stelle fort: »von unserer diskussion ausgehend, die an jenem abend begann und bis heute nicht endete, bemerkten wir, wie gründlich, ja mit welcher selbstverständlichkeit einem in amerika aufgewachsenen schwarzen der schönheitsbegriff der weißen rasse eingeimpft wird. wir dachten nicht, daß die weißen, um dies zu erreichen, eine bewußte und berechnete anstrengung unternehmen, aber indem sie die mehrheit darstellen, nahmen die weißen mit demselben vorgang, durch den sie sich selbst ihre eigenen gruppenmaßstäbe einimpfen, bei den schwarzen eine gehirnwäsche vor.«
die amerikanischen neger haben ihren kampf um die befreiung aus dem zustand der abhängigkeit von der weißen mehrheit des landes, ihre verselbständigung, damit begon-

nen, daß sie ihr fremdbestimmtes ICH-ideal als solches entlarvten und eine neue identität und ein neues selbstbewußtsein suchten. ihre emanzipation begann mit ihrem selbstbekenntnis zu ihrer andersartigkeit. sie akzeptierten sich in ihrem wesen, in ihrer hautfarbe, fingen an, ihr krauses haar als schön zu empfinden, benutzten nicht länger kosmetika, um es zu glätten. an die stelle des fremdbestimmten ICH-ideals trat das selbstbestimmte: ›BLACK IS BEAUTIFUL‹ (schwarz sein ist schön!).
die umwelt verleugnet die existenz behinderter, schiebt sie an den rand der gesellschaft, denn sie erinnern an die eigene verletzbarkeit und sterblichkeit. man empfindet sie als bedrohung der persönlichen integrität.
will sich der behinderte aus dieser gesellschaftlichen diskriminierung lösen, sich emanzipieren, sich aus dem zustand der abhängigkeit vom fremdbestimmten ICH-ideal der leistung, jugendlichen schönheit und körperlichen ästhetik befreien, muß er – ähnlich wie die amerikanischen neger – seine andersartigkeit akzeptieren. an die stelle des fremdbestimmten ICH-ideals muß ein selbstbestimmtes treten: behindert sein ist schön!
die in der eigenen person gegebenen möglichkeiten, seine unterschiedlichen bedürfnisse und seine ideal-vorstellungen ihrer verwirklichung können so die grundlage seiner selbstbeurteilung liefern.
dabei darf er sich die grenzen seiner fähigkeiten und seiner möglichkeiten nicht von anderen abstecken lassen. er muß – wenn nötig, mit aller nur erdenklichen hilfe – im versuch, in seinem tun und handeln erkunden, was für seine situation machbar und sinnvoll ist. nur wenn wir behinderte uns in dieser weise selbst annehmen – in dem, was wir als realisierbar oder nicht realisierbar erkennen –, werden wir die lehrreiche und sicher für manchen von uns erstaunliche erfahrung machen, daß die grenzen unserer

möglichkeiten der selbstverwirklichung weiter gespannt sind, als man das im voraus abschätzen kann.
wir kommen nicht darum herum, unsere beeinträchtigte körperlichkeit zu akzeptieren, um den zustand des passiven wartens, der tödlichen untätigkeit zu überwinden – tödlich für unser vermögen, erfahrung zu sammeln und entwicklung der persönlichkeit in die wege zu leiten. nur dann, wenn wir uns nicht länger mit einem ICH-ideal vergleichen, das uns keine chance läßt, demgegenüber wir a priori den kürzeren ziehen müssen, weil unsere behinderung eine annäherung überhaupt nicht zuläßt, erhält unser ICH die möglichkeit, mit der umwelt ohne fortgesetzte enttäuschungserlebnisse in wechselbeziehung zu treten.
der behinderte kann so erleben, daß er mit erfolg auf die umwelt einwirken kann. mißerfolg wird dann eher auf pech als auf eigenes versagen und eigene unzulänglichkeit zurückgeführt werden. er wird die körperliche abhängigkeit nicht wie selbstverständlich in die psychische ebene übertragen. nur wenn er von dieser grundvoraussetzung ausgeht, wird das passive objekt jeglicher behindertenbetreuung seine möglichkeiten des subjektiven handelns erkennen.
auf keinen fall darf aber der behinderte eine solche akzeptanz seiner behinderung dadurch anstreben, daß er seine augen gegenüber der nichtbehinderten umwelt verschließt, sich dann möglicherweise mit seiner behinderung arrangiert – aber eben auch nur arrangiert. es bestünde die große gefahr, daß er zur eigenaktivität findet, sein handeln jedoch nicht auf die nichtbehinderten richtet, sondern sich nur wieder an behinderte wendet, sich so immer stärker vor der realität abkapselt, immer tiefer ins getto seiner behinderung gerät. der zusammenschluß in behindertenvereinen erscheint mir dann als flucht vor der wirk-

lichkeit, wenn die arbeit dort im abgegrenzten raum der behinderten verbleibt und den menschen nicht dazu verhilft, ihre getto-situation zu überwinden.
unsere behinderung darf nicht zu unserem lebensinhalt werden, darf nicht zu einer vereinsmeierei führen: querschnittsgelähmte, spastiker, muskeldystrophiker unter sich, und jeder stellt ganz privat eine rangfolge nach schwere des behinderungsgrades des anderen auf. er wird dann leicht jemanden finden, dessen behinderung noch um eine nuance stärker als die eigene ist. daraus seinen lebensmut zu schöpfen, halte ich für eine form der resignation.
nicht der kontakt zum behinderten ist das ziel unserer emanzipation, sondern die von uns aktiv betriebene integration in die welt der nichtbehinderten. wir dürfen keine behinderten-reservate anstreben. das wäre ersatz für vorenthaltene entfaltungsmöglichkeiten. wir machten es uns und der gesellschaft zu leicht.
wie ließe sich ein neues selbstbewußtsein des behinderten erreichen und wie müßte es aussehen?
wir fangen an, uns über unsere lebenssituation gedanken zu machen. informieren uns über rechtsansprüche, kümmern uns um unsere belange, ohne abzuwarten, daß uns jemand diese mühe abnimmt, dafür sorgt, daß wir den schutzwall der behinderung nur ja nicht durchbrechen. wir verstecken uns nicht länger hinter unserer behinderung und in den vier wänden unserer wohnungen und der heime, suchen kontakt zu nichtbehinderten, gehen raus, kaufen uns unsere sachen selbst und lassen sie nicht mehr von anderen besorgen.
sehr bald würden wir so die unzulänglichkeiten der umwelt erfahren, die baulichen hindernisse, die schranken unserer mobilität erkennen, merken, daß keine den öffentlichen verkehrsmitteln vergleichbaren transportmöglichkeiten für behinderte zur verfügung stehen usf.

sicher gibt es eine große zahl behinderter, die sich so oder ähnlich verhalten. an diesem punkt der entwicklung aber, finde ich, macht es einen unterschied, ob man sich und seine behinderung akzeptiert hat, über jenes selbstwertgefühl verfügt, das ein resignieren nach solchen enttäuschungen schlechtweg verbietet.
geht mein selbstverständnis dahin, daß ich meine existenzberechtigung, meinen anspruch auf das recht der entfaltung meiner persönlichkeit nicht von einem von außen herangetragenen ICH-ideal herleite, sondern von meiner personalen wirklichkeit, schlägt mir die erkenntnis, wie behindertenfeindlich die umwelt ist, nicht aufs gemüt. vielmehr bestärkt mich diese einsicht in meiner überzeugung, daß dagegen etwas getan werden muß.
ich suche die solidarität gleichgesinnter, melde ansprüche an und stelle forderungen gegenüber der gesellschaft. ich erarbeite vorstellungen, wie die lage zu ändern wäre, komme in der zusammenarbeit mit anderen – sowohl behinderten als auch nichtbehinderten – zu neuen erfahrungen, gewinne einsichten und entwickle dabei gesteigertes selbstvertrauen. mißerfolg bewirkt keine absolute entmutigung mehr, kann verarbeitet, verkraftet werden. ein konflikt ist für mich ein weniger schweres angsterlebnis als zuvor.
der behinderte selbst stellt sich auf diese weise seiner umwelt in einem anderen licht dar als gewohnt. man sieht sich nicht mehr einem braven, unterwürfigen, ängstlichen, widerspruchslosen behinderten gegenüber, der ›sein schicksal tapfer und geduldig trägt‹, sondern hier präsentiert sich eine persönlichkeit, die in kritischer distanz zu sich und der gesellschaft einsicht in die eigene lebenssituation gewonnen hat und entschlossen ist, schlußfolgerungen fordernd zu vertreten.
die nichtbehinderten sähen ihre vorurteile, ihre meinung

über behinderte nicht bestätigt. sie wären mit einer gänzlich neuen situation konfrontiert und müßten über kurz oder lang reagieren. in dieser reaktion zeigte sich vermutlich ein verhalten, das in der auseinandersetzung mit den selbstbewußteren ›gegnern‹ geändert werden müßte.
behinderte wären einfach nicht länger als kranke zu sehen, denen man mit respektierlicher zurückhaltung begegnet, die man schont, von denen man jede enttäuschende erfahrung fernhält. wer den behinderten mit dem attribut ›krank‹ versieht, weist ihm den lebenslänglichen schonraum des rekonvaleszenten zu. lebenslänglich deshalb, weil er im sinne der gleichsetzung ›behinderung = krankheit‹ nie ›gesund‹ werden kann. man schont den ›armen menschen‹, senkt die stimme, wenn man sich ihm nähert und zeigt mitfühlendes verständnis, nachsicht, die davor schützt, einen menschen akzeptieren, ernst nehmen zu müssen, über das, was er sagt, nachzudenken, ihm zu widersprechen.
ein teufelskreis ließe sich durchbrechen. ein wirklicher kontakt zwischen behinderten und nichtbehinderten entstünde. man wäre gezwungen, sich gegenseitig zu akzeptieren. ein die-augen-voreinander-schließen, eine gegenseitige verleugnung kann in diesem stadium der entwicklung ganz einfach nicht mehr möglich sein. das veränderte selbstbewußtsein der behinderten zeigt wirkung.
die veränderung im verhalten der nichtbehinderten würde zweifellos auf den behinderten positiv zurückwirken.
statt »am rande des waldes einen tag mit frohsinn zu begehen«, könnte der behinderte mit vertretern seiner gemeinde darüber diskutieren, wie man seine mobilitätsprobleme lösen kann, was dafür getan werden müßte, die umwelt seinen erfordernissen entsprechend zu gestalten. statt aus der »begegnung mit dem leidensgefährten viel licht und freude für den belasteten alltag mitzunehmen«, ginge er

abends ins kino, ins theater oder in die kneipe an der ecke. statt sich in der isolation mit anderen behinderten durch »einen strauß aus herbstlich gefärbten blättern und das gemeinsame erleben von natur und landschaft heiter und froh stimmen zu lassen«, lebte er in der gemeinde, mitten unter den nichtbehinderten, mit ihnen zusammen. statt ein gedicht wie das folgende zu verzapfen, stellte er bei seiner gemeindeverwaltung einen antrag, die bordsteine an fußgängerüberwegen abzuflachen und verkehrsinseln zu durchbrechen.

Von der Ferne nur

Oh Sonne, wie golden dein Licht
Und belebend dein Kuß.
Wie arm, wer dich entbehren muß.
Oh Blumenflor am Wegesrand,
Nie berührt dich meine Hand.
Oh Baum im Feld, an deinen Stamm
Mich einmal ruhend lehnen
Kann ich nicht – drum meine Tränen.
Oh liebe Quelle silbern klar,
Noch nie an deinem Born ich war,
Hab stets aus zweiter Hand getrunken,
So sehr du auch gewunken.
Oh Wald und Höh so hoch da oben,
Ich höre deine Schönheit loben
Und deine weite klare Sicht –
Ich sah's noch nicht.
Oh Wälder, Felder, Auen, Höh'n,
Kann euch nur stets von ferne seh'n.
Doch hier mein enges, dunkles Zimmer,
Das seh' ich immer.

Mein Leben wird nie anders sein.
Gelähmt mein Leib, ach welche Pein!
Ein letzter Tag kommt auch für mich –
Dann bin ich frei, dann geh' auch ich,
Den einen Schritt in jene Welt,
Die mich schon hier im Lichte hält.
Bald tut ein weites Tor sich auf
Und jauchzend steige ich hinauf,
Mit jener ungeheuren Kraft,
Die man sich nur im Leiden schafft.
Heinz E. Kumpf

nicht wohlverhalten, unterwürfigkeit und demut bessern die lebenssituation der behinderten, sondern allein ihr handeln, die selbstorganisation des eigenen lebens, gestützt auf selbstvertrauen und solidarität, kann helfen, die hindernisse – reale und psychische barrieren – zu überwinden.
verstanden die römer unter emanzipation die freilassung eines familienmitgliedes aus der väterlichen gewalt, muß für uns behinderte der wunsch nach emanzipation nicht in ein warten einmünden, bis man uns aus der ›väterlichen gewalt‹ entläßt – will heißen, aus der bevormundung durch eltern, betreuer und andere personen, die zu wissen glauben, was für uns gut ist. emanzipation muß für uns ein prozeß sein, der vom akzeptieren unseres andersseins ausgeht und auf selbstbestimmung und eigenverantwortung gerichtet ist.
durch ein solches selbstverständnis sind wir in der lage, entweder erst gar nicht in eine psychische abhängigkeit zu geraten oder, wenn wir es bereits sind, uns daraus zu befreien, selbst wenn die körperliche abhängigkeit besteht. aus dem objekt der behindertenbetreuung kann so das subjekt eigenen wollens und handelns werden.

zwei fragen scheinen mir bei diesen überlegungen offen:

1. beschränkt sich die aufgezeigte möglichkeit auf einen kleinen kreis von ›ausnahmeerscheinungen‹ unter den behinderten?
2. sollen sich die nichtbehinderten aus der behindertenarbeit zurückziehen und den behinderten seine emanzipation ohne hilfe von außen betreiben lassen?

ich bin überzeugt, daß jeder behinderte, der nicht durch eine starke geistige oder psychische einschränkung zur einsicht in sein denken und handeln unfähig ist, ein solches selbstbewußtsein entwickeln kann, wenn – und hier schließt sich die antwort auf die zweite frage an – ihm ein höchstmaß an hilfe zur selbsthilfe zuteil wird. hilfe, aber keine zur passivität führende betreuung oder bevormundung. denn die kette, in der sich sein bewußtsein verändern, sein verhalten wandeln könnte, führt über die stationen: sich selbst akzeptieren, handeln – solidarisches handeln –, erfahrung sammeln, einsicht gewinnen, verhalten ändern.

es wäre verkehrt, aus meinen überlegungen den schluß zu ziehen, der behinderte solle seine rehabilitation, also seine medizinische, gesellschaftliche und berufliche wiedereingliederung ohne unterstützung von außen – ganz auf sich gestellt – betreiben.

übrigens scheint es mir ein wenig einseitig bei behinderten beispielsweise, die von geburt an gehandikapt sind, von rehabilitation zu sprechen; denn wie könnte man sie wieder eingliedern, wenn sie noch nie in ihrem leben in die gesellschaft einbezogen waren? es schiene mir angebrachter, in allen dingen, die darauf abzielen, eine verbindung behinderter und nichtbehinderter zu einer gesellschaftlichen einheit herzustellen, von rehabilitation und integration behinderter zu sprechen. gemeint wäre dann damit die schaffung und bereitstellung aller notwendigen vor-

aussetzungen und hilfen, die es dem behinderten gestatten, seine rehabilitation und integration aus eigenem antrieb und im selbständigen handeln anzugehen.
daß in der schaffung dieser möglichkeiten gleiches recht und gleiche bedingungen für alle behinderten – egal, ob unfallgeschädigt oder von geburt an benachteiligt – gegeben sein müßte, sollte unumstritten sein.
ebenso einsichtig sollte es andererseits für behinderte sein, daß ihre rehabilitation und integration nicht ohne ihren willen zur emanzipation verwirklicht werden kann. unser wunsch, uns zu emanzipieren, setzt unsere entschlossenheit voraus, uns in unserem anderssein zu akzeptieren, also in unserer behinderung und der damit verbundenen körperlichkeit.
nehmen wir uns nicht so an, wie wir sind, wird keiner von uns je auf die idee kommen, daß der artikel 2 (1) des grundgesetzes der bundesrepublik deutschland, daß »jeder das recht auf die freie entfaltung seiner persönlichkeit hat« *auch* und *gerade* für behinderte und benachteiligte unserer gesellschaft gilt.
mir ist nie ganz klargeworden, warum in artikel 3 (3) »niemand darf wegen seines geschlechts, seiner abstammung, seiner rasse, seiner sprache, seiner herkunft, seines glaubens, seiner religiösen und politischen anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden« – der zusatz *›wegen seiner behinderung‹* fehlt.

die zitate entstammen:
1. *eldrige cleaver*, seele auf eis, münchen [4]1971.
2. *erna hagl*, 30 jahre krankenfraternität, kna-bild reportage; frankfurt main 1973.
3. *heinz e. kumpf*, von der ferne nur. leben und weg, der körperbehinderte; 1973; 13. jahrgang; 13.

Autorenverzeichnis

Elvira Crummenerl. Lebt in Lüdenscheid. Mutter eines autistischen Kindes. Gründete in Selbsthilfe die Elternvereinigung »Hilfe für das autistische Kind«, organisierte Kongresse und therapeutische Hilfen.

Udo Hoffmeister. Lebt in Hannover-Kleefeld im Annastift, Haus Roderbruch. Muskelschwund. Mitinitiator des Heimrats, mit dem Ziel einer möglichst großen Eigenverantwortung der Behinderten auch im Heim.

Jürgen Knop. Lebt in Hannover-Kleefeld im Annastift, Haus Roderbruch. Spastiker. Autor eines Hörspiels und verschiedener Kurzgeschichten.

Helmut Peter. Lebt und arbeitet in Köln. Rollstuhlfahrer. Redakteur der Monatszeitschrift »unser lebenskreis«, hrsg. vom Freundeskreis für Rollstuhlfahrer Köln.

Christa Schlett. Lebt in Frankfurt. Spastikerin. Autorin des Buches »... Krüppel sein dagegen sehr. Lebensbericht einer spastisch Gelähmten«, Wuppertal 1970.

Margarete Steidinger. Lebt in Bräunlingen. Hydrocephalus.

Gusti Steiner. Lebt in Frankfurt. Muskelschwund. An der Volkshochschule mit Praxisberatung und -anleitung in der Behindertenarbeit befaßt.

Quellenangabe

Nachbarschaftshilfe als Therapie: Pressedienst Behindertes Kind Nr. 3/1969 (Hrsg.: Stiftung für das behinderte Kind)
Seit 25 Jahren kein Gespräch: licht in das dunkel Nr. 1/1972 (Informationsblatt für die evangelischen Blinden)

Topos-Taschenbücher

Band 1
Joseph Ratzinger
Das neue Volk Gottes
Entwürfe zur Ekklesiologie

Band 2
Ladislaus Boros
Erlöstes Dasein

Band 3
Marc Oraison
Meditationen über den Sinn des Lebens

Band 4
Dietmar Mieth
Christus – das Soziale im Menschen
Texterschließungen zu Meister Eckhart

Band 5
Otto Hermann Pesch
Rechenschaft über den Glauben

Band 7
Michael Sievernich u. a.
Sexualmoral ohne Normen?

Band 8
Hubertus Halbfas
Fundamentalkatechetik

Band 9
Ernst Klee
Randgruppenpädagogik
Grundlagen zum Umgang mit Randgruppen, Außenseitern und Gestörten

Band 10
Karl-Heinz Ohlig
Braucht die Kirche einen Papst?
Notwendigkeit und Grenzen des päpstlichen Primats

Band 11
Johann Baptist Metz
Zur Theologie der Welt

Band 12
Marie Noel
Erfahrungen mit Gott

Band 13
Karl H. Bloching
Texte moderner Schriftsteller zur Meditation

Band 14
Ferdinand Kerstiens
Der Weg Jesu

Band 15
Heinrich Spaemann
Orientierung am Kind
Meditationsskizzen zu Mt 18,3

Topos-Taschenbücher

Band 16
Josef Sudbrack
Personale Meditation
Die vier Bücher von der Nachfolge Christi – neu betrachtet

Band 17
Klaus Breuning
Worte zum Alltag

Band 18
Paul Sporken
Umgang mit Sterbenden
Medizinische, pflegerische und pastorale Aspekte der Sterbehilfe

Band 19
Bernhard Häring (Hrsg.)
Haus des Gebets
Impulse zur charismatischen Erneuerung

Band 20
Willi Lambert u. a.
Damit alle leben können
Sozialethische Überlegungen zu den Hauptproblemen unserer Gegenwart

Band 21
Walter Kasper
Glaube im Wandel der Geschichte

Band 22
Wilhelm Gössmann
Die Gottesrevolution
Die Reden des Jesus von Nazaret

Band 23
Ernesto Cardenal
Gebet für Marilyn Monroe
und andere Gedichte

Band 24
Helmut Jaschke
Das Böse in der Erziehung
Ein Beitrag zur pädagogischen Anthropologie

Band 25
Ernst Klee
Behindert sein ist schön
Unterlagen zur Arbeit mit Behinderten

Band 26
Johanna Klink
Nicht im Sturm, nicht im Feuer
Handreichungen zur Gebetserziehung

Band 27
Peter Antes / Bernhard Uhde
Aufbruch zur Ruhe

Band 28
Romano Guardini
Religiöse Erfahrung und Glaube

Band 29
Otto Hermann Pesch
Kleines katholisches Glaubensbuch

Ernst Klee

Ernst Klee, geboren 1942, lebt als freier Schriftsteller in Frankfurt/M. Nach einer Lehre als Heizungstechniker arbeitete er als Buchhalter und Vertreter, machte dann im Zweiten Bildungsweg das humanistische Abitur und studierte Theologie und Sozialpädagogik. Durch seine sozialkritischen Veröffentlichungen hat er sich als einen der besten und engagiertesten Kenner der Außenseiter und Randgruppen unserer Gesellschaft ausgewiesen.

Behinderte sind Deutschlands größte und zugleich am meisten vernachlässigte Minderheit. Ihre Eingliederung dürfte die große soziale Aufgabe der nächsten Jahre sein. Ernst Klee, an der Frankfurter Volkshochschule mit der Praxisanleitung und -beratung für die Arbeit mit Behinderten befaßt, legt Materialien der Behindertenarbeit vor. Dem Autor geht es um ein neues Selbstbewußtsein der Behinderten, er zeigt den Weg dazu auf und stellt konkrete Forderungen. Die Beachtung dieser Forderungen könnte zu einer völligen Reform der Behindertenarb

BOMBACH BUCHBINDEREI
741 680